

9. Fall- und Feldforschung

Leben, Sterben und Tod im ›sterbenden‹ Sozialraum

Durch die quantitative Erhebung sind mehr als 3.400 *unentdeckte* Todesfälle identifiziert worden. Die erfassten Indikatoren ergeben ein atomisiertes statistisches Profil des Einzelfalls sowie in Summe Hinweise auf ›Risikogruppen‹ in Abhängigkeit von Geschlecht, Alter, Familienstand und weiteren Faktoren. Außerdem weist die Datenanalyse auf Häufungen in Postleitzahlen-Gebieten mit höheren Anteilen sozial benachteiligter Personengruppen. Die soziodemographischen Informationen der amtlichen Statistiken ermöglichen es jedoch nicht, die sozialräumlichen Bedingungen der Sterbeorte der *unentdeckt* Verstorbenen in diesen Bezirken kleinräumig näher zu qualifizieren. Der deskriptivstatistische Zugang beschränkt sich auf die Vermessung des äußeren, an objektiven Faktoren festgemachten Erscheinungsbilds und bezieht sich vor allem auf Aspekte der Quantität (*wie viele?*, *welche Merkmale?*). Die Beschreibung bleibt an der Oberfläche verhaftet. Die gewonnenen Häufigkeiten und Mittelwerte nivellieren die vorhandenen Unterschiede in Bezug auf jedes einzelne Merkmal. Gleiche oder sehr ähnliche Zahlenwerte gehen jedoch in der Realität mit äußerst differenten interindividuellen Lebens- und Todesumständen einher. Statistische Aussagen bestätigen, dass ein Mensch mit einem bestimmten Personenstand *unentdeckt* verstorben ist, können aber keine Auskünfte darüber geben, wie dieser Mensch lebte und starb, und auch nicht erklären, warum der Tod unbemerkt blieb. Statistiken können weder die individuelle Lebenssituation noch die jeweiligen räumlich-materiellen und sozialen Lebens- und Sterbebedingungen abbilden.

Diese Blindstellen der quantitativen Erhebung sollen nun durch die Fall- und Feldforschung in einem Sozialraum mit gehäuftem Auftreten *unentdeckter* Tode exemplarisch erkundet werden. Nicht der statistische Bezirk, sondern der Kleinraum als unmittelbarer Lebens- und Sterbeort wird nun detailliert betrachtet. Die Analyse geht in die Tiefe und stellt explorierende Fragen nach dem *Wer?*, *Wo?*, *Wie?* und *Warum?* in den Fokus der Betrachtung. Die Studie untersucht drei im Verlauf eines Jahres *unentdeckt* gebliebene Todesfälle, ergründet den Gesamtkontext in seinen vielschichtigen Zusammenhängen

und verdeutlicht Einflüsse des Sozialraums auf die Lebenslage bzw. Lebenswelt der dort lebenden Menschen¹.

Unentdeckte Tode sind auch Abbild sozialräumlicher Exklusionsprozesse (Loke 2019: 63ff.) Räumliche, soziale und (sozial)infrastrukturelle Bedingungen wie beispielsweise fehlende bzw. unzureichende Begegnungs-, Freizeit-, Versorgungs- und Unterstützungsmöglichkeiten oder nachbarschaftliche Anonymität nehmen wesentlichen Einfluss auf die Auftretenshäufigkeit und auf die Erscheinungsformen *unentdeckter* Tode. Exklusionsförderliche Bedingungen erschweren oder verhindern soziale Begegnungen im öffentlichen Raum und forcieren den Rückzug des Einzelnen in den privaten Bereich. Die problematischen Auswirkungen geringer bzw. fehlender »Gelegenheitsstrukturen« (Petermann 2015: 181) zeigen sich besonders in Sozialräumen mit einem hohen Anteil ressourcenarmer Bevölkerungsgruppen und in deren Lebenslage. Wenn unzureichende individuelle und sozialräumliche Ressourcen nicht durch Maßnahmen »von außen« ausgeglichen werden, schreiten die sich wechselseitig verstärkenden sozialen und räumlichen Prozesse der Exklusion in einer Abwärtsspirale weiter voran und begünstigen so auch *einsames* Sterben und unbemerkte Tode.

Bourdieu (1997: 159ff.) beschreibt die »Ortseffekte« »problematischer Banlieues« oder von »Ghettos« als Wechselwirkungen zwischen dem physischen und dem sozialen Raum. Im Verweis auf sein Kapitalverständnis führt er aus, dass die »Kapitallosen« »[...] dazu verdammt [sind, S. L.], mit den am wenigsten begehrten Menschen und Gütern Tür an Tür zu leben. Der Mangel an Kapital verstärkt die Erfahrung der Begrenztheit: er kettet an einen Ort.« (Ebd.: 164)

Es stellt sich eine Sogwirkung nach unten ein: Aufgrund des Ressourcenmangels ist »Flucht« unmöglich. Der unfreiwillige Einschluss in diesen stigmatisierten Raum degradiert die hier Wohnenden symbolisch und verstärkt ihren gesellschaftlichen Ausschluss (ebd.: 166). Die Lebensverhältnisse sind Ausdruck der gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisse sowie der sozialen Positionierung der am Ort Lebenden.

Die eigene Untersuchung erfolgt an einem Ort mit ungewöhnlich vielen Todesfällen und prüft mögliche Zusammenhänge zwischen individuellem Leben bzw. Sterben und dem »abgehängten« bzw. »sterbenden« Sozialraum.

Die Annäherung an den Sozialraum erfolgt mittels der Kombination von drei Verfahren, die jeweils einen spezifischen Fokus auf das Feld richten, und in Summe die Perspektive der Bewohner:innenschaft und der Forschenden sowie objektive Rahmendaten verbinden. Die Begehung dient der strukturierten Beobachtung und Erfassung, die Befragungen der Menschen vor Ort der Erhebung persönlicher Erfahrungen und Wahrnehmungen und die externen Informationen (z.B. Sozialdaten, Zeitzeugnisse, historische Quellen) der ergänzenden Kontextualisierung des Sozialraums. Auch wenn der Zugang zum Feld schwierig war, gelang es im Verlauf der Zeit Vertrauen aufzubauen und durch Befragungen, direkt oder indirekt, ca. 50 Personen des Sozialgeflechts dieser Straße ausfindig zu machen.

1 In Übereinstimmung zu Kraus (2013: 151ff.) werden mit Lebenswelt die subjektive Wirklichkeit und mit Lebenslage die realen Rahmenbedingungen bezeichnet.

Dennoch sei an dieser Stelle betont, dass es sich um eine ›kleine‹ Fall- und Feldstudie handelt, die die quantitative Erhebung ergänzen und vertiefen sowie die sozialen und räumlichen Bedingungen an einem Ort mit gehäuftem Auftreten *unentdeckter* Tode exemplarisch veranschaulichen soll. Vorrangige Intention ist es, Hinweise zu den Verstorbenen, den Lebens- und Sterbebedingungen und den sozialen Hintergründen der Bewohner:innenschaft zu erfahren. Besonderes Augenmerk gilt den Berichten zum Umgang mit Sterben, Tod, Einsamkeit und existentiellen Ängsten. Es gilt auch zu erkunden, ob die gehäuften Todesfälle das Leben der Nachbar:innenschaft tangiert haben und wenn ja, wie diese ›Berührung‹ geschildert wird.

Im Weiteren erfolgen zunächst Ausführungen zum Untersuchungsgegenstand und zum Feldzugang. Dann wird das methodische Vorgehen – in Kombination von Begehung, Befragung und externen Informationsquellen – beschrieben und begründet. Die Darstellung der Ergebnisse und Hinweise erstreckt sich auf zwei Abschnitte. In Kapitel 9.2 werden alle verfügbaren historischen und aktuellen Informationen zu den räumlich-materiellen Bedingungen und in Kapitel 9.3 zu den *unentdeckt* Verstorbenen und der Bewohner:innenschaft gebündelt². Das neunte Kapitel schließt mit bewertenden Schlussfolgerungen zu den Lebens- und Sterbeverhältnissen eines ›sterbenden‹ Sozialraums im Allgemeinen und dem Auftreten *unentdeckter* Tode im Besonderen ab.

9.1 Feldzugang und methodisches Vorgehen

Die Fall- und Feldstudie setzt an der Tradition einer sozialräumlichen Forschungsperspektive an. Bereits die soziologische *Chicago School* des frühen 20. Jahrhunderts hat städtische Räume und den Alltag der dort lebenden Menschen zu ihrem empirischen Untersuchungsgegenstand gemacht. Einer der Begründer, Robert Ezra Park, soll seine Student:innen aufgefordert haben: »Go into the district. Get the feeling. Become acquainted with people.« (Lindner 1990: 60f.), um mittels der der detektivischen bzw. journalistischen Praxis entlehnten Technik des »nosing around« (»Herumbummeln und Herumschnüffeln«) unbekannte bzw. fremde soziale Zusammenhänge in städtischen Räumen zu erkunden (ebd.; Schroer 2017: 213f.). In Folge etablierten sich die Methoden der teilnehmenden Beobachtung und der ethnographischen Fallstudie durch die Arbeiten der *Chicago School* über marginalisierte soziale Gruppen wie Wanderarbeiter:innenn oder obdachlose Personen zu anerkannten Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Bereits die frühen Arbeiten machten auf die Verbindung von Einkommensarmut bzw. deprivierten Lebenslagen und »Ortseffekten« aufmerksam.

In der eigenen Untersuchung geht es ebenfalls um das Aufspüren und Ergründen eines bislang weitgehend verborgen gebliebenen sozialräumlichen Kontexts *unentdeckter* Tode. Das Innovative ist, durch das Eintauchen in das Feld verästelte Zusammenhänge und verborgene Erklärungen aufzudecken, die durch die vorangegangene quantitativ orientierte Forschung unsichtbar geblieben sind. Ein solches Vorgehen ist im Vorfeld

2 Die Differenzierung von materiellem und sozialem Raum ist analytisch begründet und widerspricht daher nicht dem dieser Arbeit zugrunde liegenden relationalen Raumkonzept.

lediglich bedingt zu planen. Das eigene Vorwissen beschränkt sich auf allgemeine Beobachtungen zum Sozialraum und auf wenige Basisdaten zu den Verstorbenen wie Name, Todesalter und Liegezeit. Die vorherige Bewusstmachung und Fokussierung des Forschungsinteresses helfen die Geistesgegenwart im Feld zu stärken. Durch das »Herumbummeln« am Ort ergeben sich zufällige spontane Begegnungen mit unterschiedlichen Personen. Einzelne Kontakte sind flüchtig, andere entwickeln sich zu ausgedehnt(er)en Gesprächen. Erst im Verlauf offenbaren sich die jeweiligen inhaltlichen Ausrichtungen und Schwerpunkte: Mal werden »Lebensspuren« der Verstorbenen, mal Beobachtungen zum Sozialraum und/oder Details der eigenen Lebenssituation und -geschichte berichtet.

Angesichts der Fülle verschiedenartiger Informationen ist im Prozess der Aufdeckung immer wieder zu entscheiden, welche Spuren weiterverfolgt werden und welche nicht. Wie bei einem Puzzle werden diese diversen Hinweise eingeordnet und ergeben nach und nach ein immer vollständigeres Bild des Sozialraums, wenngleich auch am Ende des Forschungsprozesses »Puzzle-Teile« *unentdeckt* bleiben. Das Gesamtbild wirkt in Teilen inkongruent und widersprüchlich. Es hat den Anschein, dass wie in einem Vexierbild unterschiedliche Bilder desselben Ausschnitts übereinanderliegen, und dass die orientierende Einordnung aufgrund dieser Vielschichtigkeit erschwert wird. Dies ist vermutlich auch dadurch begründet, dass es sich um eine Collage intersubjektiv wahrgenommener und interpretierter Momentaufnahmen handelt, die zudem auch auf unterschiedliche Beobachtungszeitpunkte bezogen sind. Erschwerend kommt hinzu, dass berichtete Erfahrungen nicht selten längere Zeit zurückliegen und die Erinnerungen hierdurch getrübt sein können.

Die räumliche Segregation von *unentdeckten* Todesfällen ist bisher vor allem für den städtischen – in Abgrenzung zum ländlichen Raum – wie auch innerhalb der Stadt für bestimmte statistische Bezirke beschrieben (vgl. Kapitel 2.1 und 8.5). Die eigene Untersuchung bezieht sich erstmalig auf die kleinräumige Häufung in einem auf sechs Häuser begrenzten Straßenteilstück in einer Stadt des Ruhrgebiets. Im Zeitraum 2008 bis 2018 konnten hier insgesamt zehn *unentdeckte* Todesfälle ermittelt werden³. Die Studie konzentriert sich auf drei Sterbefälle mit höheren Liegezeiten, die im Verlauf des Jahres 2017/2018 offenkundig wurden, da die vor dem Jahr 2017 liegenden Todesfälle durch die Nachforschungen zwar verifiziert, nicht aber näher erkundet werden konnten. Um die Menschen vor Ort zu schützen, erfolgt die Darstellung dergestalt, dass nähere Rückschlüsse auf den konkreten Ort unmöglich sind.

Der erste Besuch im Feld erfolgte, nachdem die Forschende durch Akteur:innen der kirchlichen Praxis über den *unentdeckten* Tod eines Mannes nach sieben Monaten Liegezeit informiert wurde. Ursprünglich hatte die Untersuchung ein anderes Design vorgesehen und beabsichtigte, *unentdeckte* Todesfälle an unterschiedlichen Orten in vergleichender Perspektive zu analysieren. Als jedoch im Verlauf der Studie zwei weitere *unentdeckte* Todesfälle am selben Ort bekannt wurden, und die Befragungen der Nachbar:innenschaft auf weitere »dubiose« Sterbefälle wiesen, wurde der Untersuchungsfokus auf diesen Kleinraum begrenzt. Die Anpassung des Forschungsprozesses diente somit der

3 Ein weiterer unentdeckter Todesfall ist außerhalb des Untersuchungszeitraums datiert und daher nicht berücksichtigt.

Spezifizierung des Phänomens der *unentdeckten* Todesfälle. Die kleinräumige Begrenzung bietet in stärkerem Maße die Chance der umfassenderen Kontextualisierung respektive der Einsicht in das Wechselwirkungsgefüge sozialer und räumlicher Bedingungen.

Das Untersuchungsfeld ist Wohnort einer stark fluktuierenden Bewohner:innenschaft. Die Einzelnen vollziehen ihr alltägliches Leben – abhängig von den individuellen wie objektiven Voraussetzungen – und sind dabei den Nachbar:innen sozial wie räumlich unterschiedlich nahe. Der geteilte Lebensraum bringt es mit sich, dass sich die Bewohner:innenschaft begegnet, und dies nicht immer konfliktfrei. Infolge der physischen Nähe werden die Lebensgewohnheiten und -aktivitäten der anderen, zumindest in der Außenwirkung, wahrgenommen. Einzelne Bewohner:innen haben engeren Kontakt und treffen sich mitunter auch im privaten Raum ihrer Wohnungen. Andere leben weitestgehend isoliert mit seltenen zufälligen und flüchtigen Begegnungen zu den Nachbar:innen im (halb)öffentlichen Raum. Die einzige Gewerbetreibende am Ort pflegt höflich-distanzierte Beziehungen zu einzelnen Anwohner:innen, vor allem aus demselben Mietshaus. Die im Geschäft angebotenen (kostspieligen) Genussmittel werden nicht von der Nachbar:innenschaft, sondern von einer auswärtigen Kundenschaft erworben, die überwiegend mit dem Auto und ausschließlich für den Erwerb der Dienstleistung hierhin kommt. Die Mehrheit der Ansässigen ist nicht (mehr) erwerbstätig und zudem oft aufgrund gesundheitlicher Beeinträchtigungen in der Mobilität beschränkt. In dieser Lebenslage sind die nahen sozialräumlichen Bezüge tendenziell von höherer Bedeutung, vor allem dann, wenn sonstige soziale Kontakte nur gering dimensioniert sind oder fehlen (Petermann 2015: 185). Die Handlungsmöglichkeiten der Bewohner:innenschaft werden auch durch die lokalen Strukturen begrenzt, so wie umgekehrt die individuellen und kollektiven Praktiken den Raum mitgestalten⁴. Es handelt sich um ein dynamisches und komplexes soziales Feld, welches insbesondere durch die permanenten Zu- und Wegzüge bzw. Tode von Bewohner:innen stetige Veränderungen erfährt.

Die Untersuchung nimmt die *unentdeckten* Todesfälle als Ausgangs- und Bezugspunkt, um diesen sozialen und räumlichen Kontext – mittels Begehung, Beobachtung, Befragung und externer Informationsquellen – zu ergründen.

Strukturierte Stadtteilbegehung

Die »Stadtteilbegehung« (Deinet/Krisch 2009) ist ein Beobachtungsverfahren zur Erfassung von Wahrnehmungen der sozialökologischen Qualitäten von Räumen. Im Ursprung wurde das Verfahren für die Offene Kinder- und Jugendarbeit entwickelt (Deinet/Krisch 2002: 87ff.; Krisch 2009; Deinet 2009) und basiert auf einer Idee von Norbert Ortman (1996; Deinet 1999: 74). Die Beobachtungsrundgänge sollen zunächst mehrfach wiederholt werden, ohne Kontakt zur Bevölkerung zu suchen. Um einen durch die »fachliche Brille« verengten Blick auf die Sozialräume zu überwinden, raten

4 Nach einem relationalen Raumverständnis (Kessl/Reutlinger 2007: 19) sind Räume »keine absoluten Einheiten, sondern ständig (re)produzierte Gewebe sozialer Praktiken«. Hierdurch wird betont, dass die physisch-materielle und die soziale Dimension nicht getrennt, sondern im Sinne eines Gewebes wechselseitig aufeinander bezogen sind.

Deinet und Krisch (2009), »eine ethnografische Haltung« einzunehmen und sich in der Aufmerksamkeit von den Räumen leiten zu lassen. Die Weiterentwicklung zur »strukturierten Stadtteilbegehung« als zweistufiges Beobachtungs- und Befragungsverfahren (Krisch 1999: 82ff.; Deinet/Krisch 2002: 87ff.) sieht auch gemeinsame Begehungen mit Kindern und Jugendlichen vor, um differenziertere und profundere Wahrnehmungen und Deutungen der Bedingungen des Stadtteils zu ermöglichen. Das Vorgehen soll zudem strukturiert sein: Einerseits werden bestimmte Routen festgelegt, welche mehrfach zu verschiedenen Zeitpunkten begangen werden, und andererseits werden die »vielschichtigen Wechselwirkungen sozialräumlicher Zusammenhänge« mithilfe eines Beobachtungsleitfadens systematisiert erfasst (Deinet 2013: 128ff.). Die Aufmerksamkeit gilt sowohl der materiellen als auch der sozialen Umwelt (ebd.: 131f.). Die Eindrücke sollen jeweils zeitnah festgehalten werden. Im späteren Verlauf können im Rahmen der Begehungen auch Kontaktabbauungen erfolgen.

Die Methode der »strukturierten Stadtteilbegehung« wurde für die eigene Untersuchung und Fragestellung angepasst. Das vorrangige Ziel ist eine möglichst differenzierte Wahrnehmung des Sozialraums aus der Perspektive der Forschenden, die lebensweltliche Sicht der Bewohner:innenschaft wird dagegen in den Befragungen am Begegnungsort erhoben. Das besondere Augenmerk in der Begehung gilt der Erkundung möglicher exklusionsförderlicher Bedingungen des nahen Wohnumfelds.

Die insgesamt 13 Feldbesuche erfolgten im Zeitraum von Mai 2017 bis Januar 2019. Nach Bekanntwerden eines *unentdeckten* Todesfalls war die Taktung der Besuche jeweils erhöht, ansonsten erfolgte das Aufsuchen des Ortes spätestens nach Ablauf von drei Monaten. Vier der 13 Begehungen vollzogen sich nicht nur im nahen Umfeld des Straßenteilstücks, welches sich auf weniger als 350 Meter in der Länge erstreckt, sondern in einem Radius von ca. einem Kilometer um das Untersuchungsfeld. Um den Einfluss unterschiedlicher Zeitpunkte zu berücksichtigen, wurden die Begehungen an allen Wochentagen und zu wechselnden Tageszeiten durchgeführt. Auch wenn die Wahrnehmung des Sozialraums hierdurch vertieft wurde, erwies sich der späte Freitagvormittag als besonders geeigneter Zeitpunkt für Befragungen. Die Beobachtungsrundgänge erfolgten immer allein und strukturiert. Die Wahrnehmungen und Beobachtungen zu räumlichen, sozialen und infrastrukturellen Besonderheiten wurden mittels eines Beobachtungsleitfadens erfasst und direkt, aber außer Sichtweite der Anwohner:innen mit einem Audio-Aufnahmegerät aufgezeichnet.

Die ursprüngliche Intention, zunächst den direkten Kontakt mit der Bewohner:innenschaft zu vermeiden, um die ersten eigenen Wahrnehmungen offen und unbeeinflusst aufzunehmen, ließ sich nicht umsetzen. Aufgrund der sozialräumlichen Begrenztheit des Feldes war eine »unauffällige« Erkundung nicht möglich. Die Forschende wurde als »Fremde« erkannt, zunächst hinter geschlossenen Fenstern von mehreren Personen beobachtet, in der Folge von einzelnen Männern im öffentlichen Raum angesprochen und nach den Gründen des Aufenthalts »befragt«. Die Anwesenheit wurde offen mit dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse begründet. Einmal wurde die Forschende hier nach mit verbaler Aggression und mit Drohgebärden aufgefordert, den Ort zu verlassen.

Externe Informationen

Deinet und Krisch (2009) empfehlen, im Vorfeld Strukturdaten des zu begehenden Sozialraums einzuholen. Die eigene Untersuchung hat hierauf bewusst verzichtet, um den ersten Eindruck nicht durch Vorwissen und Vorannahmen zu beeinflussen. Die Suche nach Daten, Fotos und Berichten zur untersuchten Straße und dem näheren Umfeld setzte erst nach der ersten Ortsbegehung ein. Hauptinformationsquellen stellen amtliche Statistiken, das historische Archiv und Internetquellen dar. Die Strukturdaten für den Stadtteil (z.B. mittlere Anteile hinsichtlich Arbeitslosigkeit, Sozialtransfer-Bezug; unterdurchschnittliche Anteile an Personen mit Migrations- und ausländischem Hintergrund) erscheinen für die Anwohner:innenschaft ungenügend repräsentativ. Detailliertere Informationen aus kleinräumigen Sozialraumanalysen sind – mit Ausnahme demographischer Daten für einzelne Jahre – nicht verfügbar. Die Darstellung der Bevölkerungsdaten erfolgt zwecks Wahrung der Anonymität in reduzierter Form. Da die Geschichte der Straße auch im Zusammenhang mit der Bergbauhistorie steht, ließen sich über entsprechende Quellen Details in Erfahrung bringen, die jedoch wegen ihrer Einzigartigkeit nicht berichtet werden können.

Die objektive – an äußeren Faktoren festgemachte – Beschreibung des Sozialraums mittels der beiden beschriebenen Verfahren steht teils im Widerspruch zu den Wahrnehmungen und Deutungen der sozialräumlichen Zusammenhänge aus Sicht der am Ort lebenden Menschen. Die Außenperspektive wird daher durch die Befragungen der Bewohner:innenschaft um ›interne‹ subjektive und intersubjektiv auch differierende Einschätzungen hinsichtlich der Möglichkeiten und Begrenzungen des Sozialraums ergänzt.

Befragungen

Die Aussagen der Nachbar:innenschaft sind für die Analyse in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: Einerseits als feld- und fallbezogene Expertise und andererseits als eigener Forschungsgegenstand. Die Bewohner:innenschaft kann aus eigener Erfahrung über die Lebensverhältnisse und die Möglichkeiten der Alltagsgestaltung berichten. Manche Befragte verfügen zudem über Informationen, Beobachtungen und subjektive Einschätzungen zu den *unentdeckt* Verstorbenen. Die Nachbar:innenschaft steht aber auch selbst im Fokus der Betrachtung, da die Hintergründe interessieren, warum die Befragten und die anderen Nachbar:innen die Todesfälle nicht ›frühzeitiger‹ bemerkt haben. Es wird betont, dass es sich hierbei um ein rein sachliches Erkenntnisinteresse – frei von jeder Form des verdeckten Moralisiertens – handelt.

Die erste Intention lässt sich offen kommunizieren, bei der zweiten Fragerichtung ist jedoch zu befürchten, dass offene Erkundigungen nach dem persönlichen sozialen Handeln und damit auch nach der eigenen Verantwortlichkeit Abwehr- oder sozial erwünschtes Antwortverhalten evozieren. Daher wurde den Befragten nur das erste Forschungsinteresse offen dargelegt. Dieselbe Zurückhaltung betrifft die direkte Ansprache der Gefühlslage der eigenen oder fremden Einsamkeit. Um den »turn away-Effekt« zu vermeiden, wurde auch diese Thematik vorzugsweise indirekt – durch Umschreibungen der sozialen Situation – hinterfragt. Um die *Induktionshypothese* (vgl. Kapitel 5.4.4) zu prüfen, welche davon ausgeht, dass die emotionalen, kognitiven und verhaltensbezogenen Folgen der Einsamkeit einer Person in sozialen Netzwerken mittels Interaktion

und Kommunikation übertragen werden, gilt es auch, Hinweise zu suchen, ob der geteilte Lebensraum bestimmte sozialemotionale Befindlichkeiten – wie Einsamkeit oder die Angst vor der Einsamkeit – in verstärktem Maße ›hervorbringt‹.

Nach der ersten Begehung sind die zufälligen Begegnungen im Straßenraum gezielt für spontane Befragungen genutzt worden. Manche Anwohner:innen nahmen bei milden Temperaturen auch die Kommunikation aus den geöffneten Fenstern heraus auf. Die zu Stande gekommenen Befragungen im öffentlichen Raum sind durch ambivalente Erfahrungen gekennzeichnet. Einerseits zeigte sich eine hohe Gesprächs- und Auskunftsbereitschaft, und nicht selten wurden nach kurzer Zeit intime Details der eigenen Lebensgeschichte offenbart. Andererseits überwog eine ablehnende Haltung gegenüber der Audio-Aufzeichnung von weniger persönlichen Ausführungen zum Sozialraum und den Verstorbenen. Nur eine einzige der im Außenraum befragten Personen erklärte ihr mündliches Einverständnis. Die persönlichen Schilderungen und lebensweltlichen Interpretationen der übrigen ›Befragten‹ konnten nur mittels Gedächtnisprotokolls festgehalten werden. Bedauerlicherweise verliert sich hierdurch die Eigenart der Ausdrucksweise. Die Ablehnung der Aufzeichnung wurde mehrfach mit schlechten Erfahrungen im Umgang mit Behörden begründet.

Ein großes Manko der Straßenbefragungen ist es jedoch, dass oft Bewohner:innen angetroffen werden, die die Verstorbenen nur flüchtig kennengelernt haben. Vorrangig scheint es vielen Befragten vor allem darum zu gehen, die eigene Lebenssituation und Lebensgeschichte berichten zu können. Der einsetzende Erzählfluss ist womöglich auch damit verbunden, dass eigentlich kompromittierende Eingeständnisse – wie beispielsweise der eigene Drogengebrauch oder strafrechtlich relevante Delikte – ›ungefiltert‹ mitgeteilt werden. In Summe haben die diversen biographischen Berichte das Bild der Bewohner:innenschaft und des Lebensortes facettenartig beleuchtet. Zusätzliche Informationen zu den Verstorbenen sind hierdurch nur selten gewonnen worden. Ein weiterer Nachteil, der mit der Unverbindlichkeit spontaner Befragungen im öffentlichen Raum zusammenhängt, ist, dass diese häufig abrupt enden und Nachfragen unmöglich machen.

Um Kontakt mit den direkten Nachbar:innen im Wohnhaus der Verstorbenen aufzunehmen, ohne jedoch die eigene Person zu gefährden, wurde bei den Mietparteien im Erdgeschoss an der Tür geläutet. Hierdurch gelang es ›Jonny‹ kennenzulernen, der Umgang mit allen drei Verstorbenen hatte, und über seine Vermittlung auch ›Mattes‹, der bereits seit mehr als drei Jahrzehnten in der Straße lebt. Die Befragungen der beiden Männer fanden in deren Wohnungen statt. Es wurde der Eindruck gewonnen, dass die in ihrer Wohnung Befragten mehr Sicherheit und Wohlbefinden ausstrahlten. Für die Forschende dagegen erhöhte sich durch den ›unsicheren‹ Befragungsort die psychische Anspannung, da insbesondere in der Anfangsphase der Gespräche viel ›Energie‹ darauf verwandt wurde, etwaige Gefährdungen der eigenen Person wahrzunehmen und sich der Situation rechtzeitig zu entziehen. Die Gesprächsführung wurde zudem durch plötzliche Unterbrechungen wie Telefonate und Besuche erschwert.

Den ›interviewten‹ Personen wurde Anonymität zugesichert und der Zweck der Datenerhebung erläutert⁵. Alle erhielten die schriftliche Einwilligungserklärung für Tonaufnahmen wie auch die Kontaktdaten der Forschenden für spätere Nachfragen oder Widerrufe, bestanden jedoch auf einer mündlich ausgesprochenen Zustimmung für die Verwendung der Daten. Auch in diesem Punkt spiegeln sich trotz der Offenheit und Bereitschaft zum Gespräch grundlegende Vorbehalte gegenüber der Forschenden als einer Vertreterin des ›Establishments‹ (»high society schon bald«, Zitat Jonny 1) wie auch das Bemühen um Unverbindlichkeit wider.

Forschungshaltung und Gesprächsführung

Die Bewohner:innenschaft nahm die Forschende als ›fremd‹ und ins soziale Feld ›eindringend‹ wahr. Diese Einschätzung ist nachzuvollziehen. Die innere und äußere Forschungshaltung nahm die Ressentiments ›beantwortend‹ auf. Dies drückte sich sowohl in der Grundeinstellung als auch in der Art der Kontaktaufnahme und der Gesprächsführung aus. Um der ›Befremdung‹ durch die Forschende und ihr ungewöhnliches Interesse entgegenzutreten, wurde in der Begegnung bewusst eine personenzentrierte Haltung eingenommen, um den Beziehungs- und Vertrauensaufbau zu stärken. Auf keinen Fall sollten die Befragten den Eindruck haben, bloßes ›Forschungsobjekt‹ zu sein oder aber sich erklären und rechtfertigen zu müssen. Stattdessen erfolgte eine ausdrückliche Ansprache als Expert:innen des Sozialraums. Die Erfahrungen und persönlichen Deutungen der Bewohner:innen wurden mit einfühlendem (nicht wertendem) Verstehen und positiver Wertschätzung aufgenommen. Da die meisten ›Befragungen‹ offenkundig auch eine Entlastungsfunktion erfüllten, wurde dem durch zurückhaltende Fragesetzungen sowie durch die Weiterführung der Gespräche über das eigene Forschungsinteresse hinaus entsprochen.

Die ersten Kontaktanbahnungen haben bereits gezeigt, dass ein zu offensives Forschungsinteresse eher mit abweisendem Verhalten oder direktem Gesprächsabbruch ›beantwortet‹ wurde. Die weiteren Kontaktaufnahmen erfolgten daher bewusst zurückgenommen. Nach Schilderung des Anliegens wurden die Befragten durch Techniken des aktiven Zuhörens bestärkt ihre Erzählungen frei zu gestalten. Auch ›schwierige‹ Themen und inhaltliche ›Abweichungen‹ – etwa die Schilderungen autobiographischer Ereignisse – wurden in derselben offenen und non-direktiven Art interessiert aufgenommen. Die Befragten hatten Raum für persönliche Ausgestaltungen, und erst im späteren Gesprächsverlauf oder bei Abbrüchen der Erzählung wurden Zwischenfragen zur Präzisierung oder weitergehende Erkundigungen zu den Verstorbenen und dem Sozialraum eingebracht. Auf konfliktorientierte, provokante Ansprachen wurde verzichtet und stattdessen auf einfühlende, verstehende Fragen gesetzt⁶. An einigen Stellen sind durch

5 Streng genommen handelt es sich nicht um Interviews, sondern um Gespräche im Rahmen einer offenen Feldbeobachtung. »Das Interview ist nämlich eine Gesprächssituation, die bewusst und gezielt von den Beteiligten hergestellt wird, damit der eine Fragen stellt, die vom anderen beantwortet werden« (Lamnek/Krell 2016: 313).

6 Die Gesprächsführung ist der spontan-rezeptiven Interviewführung ähnlich, die 1988 von Kleinig (vgl. Lamnek/Krell 2016: 357 und 352ff.) vorgestellt wurde, um insbesondere schwer zugängliche Gegenstände einer Untersuchung zuzuführen. Das rezeptive Interview zeichnet sich, dadurch aus,

die defensive Gesprächsführung Nachfragen unterblieben. Außerdem ist es nicht auszuschließen, dass durch die vorrangig rezeptive Haltung der Interviewerin eine unbeabsichtigte Steuerung erfolgte, so dass einzelne Gesprächspunkte verstärkt ausgeführt wurden.

Eigene Rolle im Feld

Auch wenn in der Befragungssituation das Erkenntnisinteresse leitend ist, handelt es sich um eine soziale Beziehung, die variable Effekte auf die Ergebnisse ausübt (Bourdieu 1997: 780). Diese Verzerrungen finden auch dadurch ihren Ausdruck, dass bestimmte Dinge unerwähnt bleiben, andere dagegen betont werden. Im Verhältnis der Forschenden zu den Befragten zeigt sich die Asymmetrie nicht nur in den unterschiedlichen Rollen, sondern auch in der Zugehörigkeit zu differenten sozialen Milieus respektive der ungleichen Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten – vor allem mit kulturellem Kapital. Diese potenzielle symbolische Gewalt durch die Forschende wird sowohl durch die Art der Gesprächsführung als auch durch den Befragungsort, an den die Forschende »eindringt«, sich aber dennoch in einer sozial schwächeren Position als ihre Gesprächspartner:innen befindet, reduziert.

Es ist nicht auszuschließen, dass die fehlende gesellschaftliche Nähe und Vertrautheit in den Befragungen auch dazu geführt haben, dass aufgrund des mangelnden Einvernehmens »hinsichtlich der Vorverständnisse zu den Inhalten und Formen der Kommunikation« (ebd.: 783) verbale oder non-verbale Signale des Gegenübers mitunter missinterpretiert und hierdurch Veränderungen des (eigentlichen) Gesprächsverlaufs hervorgerufen wurden. Grundsätzlich hat sich die Forschende jedoch darum bemüht, der sozialen Distanz durch die eigene Haltung und Gesprächsführung entgegenzuwirken. Rückblickend erscheinen weite Teile der Erzählungen der Befragten durch diese selbst relativ frei und offen gestaltet worden zu sein. An einer Stelle werden Vorbehalte gegenüber der Forschenden als Vertreterin des »Establishments« direkt angesprochen. Aber es finden sich ebenso Anhalte dafür, dass die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Position Veränderungen dadurch erfahren hat, dass sie in einer zweiten Rolle eher als Sozialarbeitende – als gesellschaftskritische Advokatin sozial benachteiligter Gruppen – wahrgenommen wurde. Das eigene professionelle Auftreten ist ohne Zweifel von der jahrzehntelangen Beziehungsarbeit in verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit geprägt⁷. Hierdurch wurde auch die Kompetenz erworben, Nähe herzustellen und dabei doch professionelle Distanz zu wahren. In den Gesprächen mit »Jonny« findet dies sowohl durch die Betonung der Vertrauenswürdigkeit (Jonny 2: »Ihnen kann ich datt ruhig anvertrauen.«) als auch durch Ansprache einer – wie auch immer näher verstandenen – Kompliz:innenschaft zwischen diesem und der Interviewerin seinen Ausdruck (ebd.: »Wir müssen doch zusammenhalten.«).

Durch die differierende Milieuzugehörigkeit scheinen insgesamt die größte »Befremdung« in den Befragungssituationen sowie hieraus resultierende Verzerrungen

dass die interviewende Person vornehmlich als zuhörendes und weniger als fragendes Gegenüber auftritt.

7 Nähere Ausführungen hinsichtlich der Verwandtschaft qualitativer (Interview-)Forschung zu »sozialen Berufen« finden sich bei Reiter (2021: 271ff.).

ausgelöst worden zu sein. Die Geschlechtszugehörigkeit (die Mehrheit der Befragten sind Männer) und das Alter (die meisten Befragten sind wie die Forschende im mittleren Lebensalter) scheinen den Beziehungsaufbau und die Gesprächsbereitschaft eher positiv beeinflusst zu haben. Am Ende steht jedoch auch der Eindruck, dass trotz der ungewöhnlichen Fülle an internen Einblicken, andere Dinge angedeutet oder unausgesprochen blieben. An welchen Stellen die Darstellung der Inhalte für die Forschende möglicherweise eher inszeniert als offen mitgeteilt wurden, hat sich weder im direkten Kontakt noch in der Reflexion zweifelsfrei erschließen lassen. Es dominiert der Eindruck, dass die subjektiven Wahrnehmungen der Befragten von diesen weitestgehend in dem Bemühen um Authentizität mitgeteilt wurden.

Datenerhebung und -auswertung der Befragungen

Außer dem Aufnahmegerät wurden im Feld keine zusätzlichen Forschungsunterlagen verwandt, um eine möglichst »echte«, weniger formelle Gesprächssituation herzustellen. Der Leitfaden wurde im Feld nicht offen eingesetzt, sondern von der Forschenden situativ erinnert. Der vorläufige Entwurf wurde im Rückgriff auf den Forschungsstand nach der ersten Begehung konzipiert und nach den weiteren Aufhalten und zur Vorbereitung des einzigen im Vorfeld vereinbarten Interviews mit »Mattes« überarbeitet, also beispielsweise um ortsspezifische Fragen ergänzt.

Der Leitfaden umfasst Dimensionen, die einerseits aus den theoretischen und empirischen Vorannahmen zur Sozialraumerkundung *unentdeckter* Tode und andererseits aus den leitenden Fragestellungen der qualitativen Untersuchung abgeleitet sind. Das breite Forschungsinteresse zielt darauf ab, aus den Berichten der Nachbar:innen einerseits Informationen und andererseits subjektive Wahrnehmungen wie Interpretationen hinsichtlich der Verstorbenen, der Lebensverhältnisse und der persönlichen Hintergründe zu erfahren. Die von den Befragten genannten direkten oder indirekten Erklärungen für den unbemerkten Todeseintritt werden ebenso wie Berichte zum eigenen oder fremden Umgang mit Sterben, Tod, Einsamkeit und existentiellen Ängsten in die Analyse einbezogen.

Nach Abschluss der Befragungen wurden die Audioaufzeichnungen abgehört sowie die Gesprächsprotokolle gesichtet. In der Auswahl handelt es sich um insgesamt vier Gespräche, die gut zwanzig bis hundert Minuten dauerten. Drei Gespräche wurden mit »Jonny« und ein Gespräch mit »Mattes« (und im späteren Verlauf auch mit »Anna«) geführt. Abschließend wurden auch fünf Gesprächsprotokolle hinzugezogen, die die Perspektive des Postzustellenden, der Gewerbetreibenden (»Dina«) und von vier weiteren Anwohner:innen (»Lori«, »Tarik«, Ehepaar mit ca. 7-jähriger Tochter) verdeutlichen.

Die Transkripte wurden nach festgelegten Regeln erstellt. Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte mittels der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2015) durch deduktive Kategorienbildung mit dem Ziel der inhaltlichen Strukturierung. Das gesamte Corpus wurde zu festgelegten Inhaltsbereichen extrahiert und zusammengefasst (ebd.: 68). Im Rekurs auf die Dimensionen des Leitfadens wurden vier übergeordnete und acht, in Unterpunkten ausdifferenzierte Analysekategorien bestimmt. Anhand eines Textes (»Jonny 1«) wurde erprobt, ob die Inhaltsbereiche greifen und wie die Dimensionen abzustufen sind. Die Überprüfung der inhaltsanalytischen Reliabilität bzw. der

Intercoder-Reliabilität erfolgte durch die Kodierung desselben Textes mittels des Rasters durch eine andere Doktorandin. Im Ergebnis zeigte sich eine hohe Übereinstimmung, so dass – abgesehen von Präzisierungen – das Kategoriensystem als ausreichend zuverlässig eingestuft und auf das gesamte Material angewandt wurde. Abschließend wurden die Inhalte der Kategorien zusammengefasst und dann um zusätzliche Informationen aus den Gesprächsprotokollen ergänzt. Widersprüchliche Aussagen sind erhalten geblieben und namentlich gekennzeichnet.

Zusammenfassende Auswertung der strukturierten Begehungen, externen Informationen und Befragungen

Die Forschung ist tief in die Komplexität des Sozialraums eingetaucht und hat vielschichtige, vieldeutige und dynamische Zusammenhänge entdeckt. Nach Abschluss der Fall- und Felderkundung stellte sich die Frage, wie eine angemessene Form der textlichen Darstellung zu erreichen ist, und wie es auch für Außenstehende gelingen kann, diese soziale Welt zwar fragmentarisch, aber so prägnant wie möglich verstehbar zu machen.

Schließlich ist die Analyse als Deskription mit (überwiegend) explanativem Charakter angelegt worden⁸. Die Verschriftlichung bündelt alle Beobachtungen, Wahrnehmungen, Deutungen und Informationen, die mittels der drei Verfahren gewonnen wurden, in den Abschnitten 9.2 und 9.3 unter den Überschriften des räumlich-materiellen und des sozialen Raums.

Die textliche Darstellung spiegelt den Forschungsprozess selbst wider. Die Ergebnisse und Hinweise sind versatzstückartig zusammengesetzt, so dass sich auch beim Lesen nach und nach – wie bei einem Puzzle – ein immer vollständigeres Bild des Sozialraums einstellt. Die Überschriften dienen der groben Orientierung. Die Brüche in der Darstellung, die sich auch durch die Einfügung der Portraits der Lebenden und Verstorbenen ergeben, sind beabsichtigt.

Durch die sprachliche Gestalt sollen auch Respekt und Wertschätzung gegenüber den Befragten zum Ausdruck gebracht werden, deren Offenlegung diese Einblicke ermöglicht hat. In ihren Erzählungen beziehen sie sich auf persönliche Erlebnisse und bringen Erfahrungen, Erwartungen, Gedanken, Gefühle und Wünsche zum Ausdruck und ›enthüllen‹ sich hierdurch selbst. Die Schilderungen der Befragten haben ein hohes explanatives Potenzial und können das eigene und fremde (Nicht)Handeln verständlich machen und erklären.

Die Frage, wie kann es geschehen, dass Tode *unentdeckt* bleiben, wird – indirekt – durch die Beschreibung der Lebenswelt und durch die eindrücklichen Narrationen der befragten Nachbar:innen erläutert. Die ›Stimmen‹ des sozialen Umfelds der Verstorbenen geben Einblick in die spezifischen interdependenten Zusammenhänge, in die Folgen und Ursachen des Lebens und Sterbens an diesem Ort. Hinsichtlich *unentdeckter* Tode lassen sich Hintergründe ausmachen und Gründe vortragen, welche diese verstehend

8 Die Ausführungen zum explanativen Charakter sind in starkem Maße durch die persönlichen Hinweise und den Artikel von Jürgen Straub »Wie erklären wir einen Mord? Natalia Ginzburgs *È stato così* oder: Autobiographische Selbstthematizierungen und narrative Handlungserklärungen in der schönen Literatur und wissenschaftlichen Psychologie« inspiriert worden (ebd. 2019, 335ff.).

erklären. Durch die Ausführungen wird ebenfalls nachvollziehbar, dass auch Toden mit höheren Liegezeiten nicht zwangsläufig soziale Isolation, sondern mitunter schlichte Verkettungen ›unglücklicher Umstände‹ vorausgehen, die in Summe dazu führen, dass ausbleibende Lebenszeichen eines sozial eingebundenen Menschen ›versehentlich‹ länger unbemerkt bleiben. Die Erzählungen plausibilisieren das Geschehen und zeigen zugleich auf, dass es auch anders hätte kommen können.

Die Schilderungen der Menschen in der Straße, welche sich selbst sozial wie räumlich »abgeschoben« und »abgestempelt« (Mattes) erleben, sind sprachlich unverstellt und beschreiben teils drastisch die gemachten Erfahrungen. Sie berichten offen und konkret über die prekären Verhältnisse, die von der ›Normalität‹ des ›durchschnittlichen‹ Lebens weit entfernt scheinen. Durch das ›Voicing‹ der Bewohner:innenschaft dieses sozial benachteiligten, möglicherweise auch benachteiligenden Raums werden Prozesse sozialer Marginalisierung, Segregation, Exklusion und Ungleichheit auch für Ortsfremde fast physisch spürbar.

9.2 Ergebnisse und Hinweise in Bezug auf räumlich-materielle Rahmenbedingungen in historischer und aktueller Perspektive

Die qualitative Sozialraumforschung erfolgt in einer (nicht namentlich genannten) Stadt des Ruhrgebiets. Die Wahrung der Anonymität bedeutet nicht nur den Verzicht auf spezifische Angaben, die eine Identifizierung ermöglichen, sondern auch auf einzelne Quellenangaben, da hierdurch ein Rückschluss auf den konkreten Ort möglich ist. Teile der Ausführungen erfüllen daher, genau genommen, nicht die wissenschaftlichen Kriterien der Überprüf- und Nachvollziehbarkeit, obgleich sie dem Erkenntnisziel und den empirischen Gegebenheiten angemessen sind (vgl. Lamnek/Krell 2016: 141ff.).

Im Weiteren folgen zunächst allgemeine und vergleichende Informationen und Beobachtungen zur Straße bzw. den drei Teilstücken und danach detailliertere Angaben zum südlichen, in der Fall- und Feldforschung näher untersuchten Abschnitt. Bis in die 1960er Jahre erfüllte die Straße als einzige ausgebaute Verbindung zwischen zwei Stadtteilen samt Straßenbahnlinie eine wichtige Funktion. In die Wohnbebauung waren auch einzelne kleine Geschäftslokale der alltäglichen Versorgung und Handwerksbetriebe integriert. Mit dem Bau der neuen – weitgehend parallel verlaufenden – Hauptstraße und der Änderung weiterer Verkehrswege ging die Dreiteilung der Straße einher, wobei sich seitdem jedes Teilstück in Sackgassenlage mit einem Zugang zur neuen Hauptstraße befindet. Auch über Fußwege besteht keine durchgehende Verbindung mehr. Der untersuchte Straßenabschnitt misst in der Länge ca. 350 Meter, die beiden anderen Teilstücke sind jeweils etwa doppelt so lang.

Im Ursprung handelt es sich um eine Arbeitersiedlung, die ab Ende des 20. Jahrhunderts für die Belegschaft einer Zeche errichtet wurde. Die Straße verlief parallel zum Werksgelände. An ihrem Anfang und Ende befanden sich zwei- und dreigeschossige Mehrfamilienhäuser in Altbauweise und im mittleren Teil kleinere zweigeschossige Mehrfamilienhäuser – alle in Backsteinbauweise und teils mit ausgebauten Dachgeschossen. Hinter den Häusern waren Stall- und Abortgebäude sowie Gartenstücke zur Selbstversorgung. Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Häuser am Anfang und

am Ende der Straße instandgesetzt und im mittleren Teil wurden einzelne zerstörte zweigeschossige Bauten durch dreigeschossige Wohnhäuser in ähnlichem Design ersetzt. Der nördliche Teil hat im Verlauf der Jahrzehnte die größten Veränderungen in der baulichen Gestaltung und Nutzung erfahren. Auf der einen Straßenseite wurde die Wohnbebauung abgerissen und große Betriebe wie auch ein Gewerbepark neu angesiedelt. Auf der anderen Straßenseite wurden die Baulücken durch Neubauten der 1960er und 1970er Jahre aufgefüllt, so dass die Fassadengestaltung insgesamt ein uneinheitliches Bild darstellt. In den 1990er Jahren wurde die gesamte Siedlung umfassend renoviert, wobei die historische Ziegelfassade nur im mittleren Teil beibehalten wurde und in den beiden anderen Abschnitten die Vorderseiten der ursprünglichen Häuser verputzt und die Rückseiten gestrichen wurden. Die Mehrheit der Wohnhäuser ist im Besitz einer Wohnungsgesellschaft.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße bzw. der neuen Hauptstraße befinden sich verschiedene große Gewerbebetriebe und in weiterer Entfernung auch kleinere, in sich geschlossene Wohngebiete mit überwiegend Ein- und Zweifamilienhäusern. Das ehemalige Zechenareal, welches diesseitig den Straßenverlauf rahmt, wird nun – nach Abriss der Gebäude und Renaturierung des Geländes – auch als Naherholungs- und Freizeitstätte genutzt. Das Verkehrsaufkommen ist an den meisten Tagen gering und auf die Anwohner:innenschaft beschränkt. Bei schönem Wetter und insbesondere an Wochenenden sowie in Ferienzeiten ist der Durchgangsverkehr deutlich erhöht. Im nördlichen Abschnitt, welcher zudem in der Nähe eines Verkehrsknotenpunkts liegt, sind durchgehend mehr Autos auf der Straße unterwegs, so dass hier insgesamt eine höhere Lärm- und Luftbelastung festzustellen ist. Mit Ausnahme der Parkflächen an den großen Gewerbebetrieben dominieren in der gesamten Straße ältere Klein- und PS-starke Mittelklasse-Wagen.

Im gesamten Straßenverlauf finden sich kaum Hinweise, dass der öffentliche Raum vor den Häusern von den Bewohner:innen (mit-)gestaltet oder zwecks Begegnungen in stärkerem Maße frequentiert wird. Die äußeren Fensterbänke sind nur sehr selten mit Pflanzen oder Vogelhäuschen dekoriert. Die meisten Fenster – auch in den Obergeschossen – sind mit Vorhängen sichtgeschützt und bieten keinen Einblick in das Wohnungsinnere. Im südlichen Teil grenzen die Häuser direkt an die Straße und im nördlichen Teil werden die seltenen Freiflächen vor einigen Häusern vor allem funktional genutzt. Die Grundstücke hinter den Häusern dienen hier mit ihren Grün-, Abstell- und Gewerbeflächen verschiedenen Nutzungen. Im mittleren Teil finden sich vor den Häusern neben Parkplätzen fast ausnahmslos Rasenflächen ohne dekorative Blumenbeete oder sonstige Bepflanzungen. Hinter den meisten Häusern liegen weitläufige, in Parzellen unterteilte Gartenstücke, welche überwiegend kultiviert und teils auch mit Gartenlauben bestückt sind, so dass das Bild einer kleinen Schrebergartenkolonie entsteht. Außerdem gibt es hier vor allem hinter den Mehrfamilienhäusern einzelne Gemeinschaftsflächen mit Sitzgelegenheiten und kleinen Spielplätzen, die insbesondere bei gutem Wetter von Kindern und begleitenden Erwachsenen intensiv besucht werden. Die Innenhöfe und (Garten-)Flächen hinter den Häusern sind im mittleren und nördlichen Abschnitt überwiegend in einem durchschnittlich gepflegten Zustand. Lediglich Böschungen in Randlage und brach liegende Grundstücke sind in stärkerem Maße mit Laub- und Grünabfäll-

len, kleinerem Unrat und größeren Haushaltsgegenständen verschmutzt. Im Gegensatz dazu macht das südliche Teilstück insgesamt einen vernachlässigten Eindruck.

Der Zustand der Wohnbebauung, der Straße und der Gehwege befindet sich im nördlichen und mittleren Teil in einem durchschnittlichen bis guten Zustand. Im Untersuchungsfeld trifft diese Einschätzung weder auf die hinteren Fassaden und Grundstücke noch auf die Gehwege zu, welche aufgrund von Löchern, Unebenheiten und Grünbewuchs vor allem mobilitätsbeeinträchtigten Personen die Bewegung erschweren. Fast alle Wohnhäuser sind frei von Graffiti, politischen Äußerungen oder ›Schmierereien‹. Im gesamten Untersuchungszeitraum sind äußere Hinweise auf Leerstand und hohe Fluktuationen lediglich im südlichen Teil der Straße festzustellen.

In den Jahren nach Bau der neuen Verbindungsstraße wurden sukzessive die Geschäfte, die die Versorgung mit Lebensmitteln und alltagsnahen Dienstleistungen (z.B. Postannahme, Friseur) abdeckten und schließlich vor der Jahrtausendwende die letzte der drei Gaststätten der Straße aufgegeben. Die Lage zwischen zwei Stadtteilen geht aktuell mit mangelnder Infrastruktur einher, so dass sich im Radius von mehr als einem Kilometer keine Einkaufs- und Versorgungsmöglichkeiten (z.B. Ärzte, Gesundheitsdienstleister), aber auch keine nichtöffentlichen Treffpunkte wie Gaststätten, Cafés oder Kioske befinden. Institutionalisierte Angebote wie Sportstätten, Vereine oder Bildungseinrichtungen fehlen. Fußläufig dauert der ca. 2,5 Kilometer lange Weg vom Untersuchungsfeld in einen der beiden Ortsteile bei durchschnittlicher Geschwindigkeit ca. eine halbe Stunde und ausgehend von den beiden anderen Abschnitten entsprechend kürzer. Die einzige soziale Institution in freier Trägerschaft ist eine kleine, eher behelfsmäßig erscheinende Kindertageseinrichtung im mittleren Abschnitt, welche in mehreren Flachbauten untergebracht ist. Kirchliche Einrichtungen sind im nahen Umkreis der Straße nicht vorhanden. Die Anbindung an den öffentlichen Personennahverkehr ist rund um die Uhr und auch an Wochenenden mit einem mindestens halbstündigen Takt gegeben. Die nächsten Haltestellen befinden sich für jeden Abschnitt direkt neben den Einmündungen in die Hauptstraße.

Nach dieser allgemeinen Charakterisierung wird nun das Untersuchungsfeld eingehender beschrieben. Die Zufahrt von der Hauptstraße gabelt sich und führt links zu dem abgesperrten Brachgelände einer Firma, geradeaus in Richtung Naherholungsgebiet und vorgelagerten Parkflächen und rechts in die sich über ca. 150 Meter erstreckende Wohnstraße, an deren Ende eine Abgrenzung über die gesamte Breite errichtet wurde.

Auf der rechten Seite befinden sich fünf Häuser in Reihenbebauung, das erste davon mit einem zusätzlichen Geschoss und einem kleinen Ladenlokal. Die Häuser sind im Besitz einer Wohnungsgesellschaft. Vier der fünf Häuser umfassen sechs, eines acht Mietwohnungen Trotz der günstigen Kaltmiete von weniger als fünf Euro pro Quadratmeter gibt es in jedem Haus mindestens einen Leerstand. Mit Ausnahme von drei größeren Wohnungen umfassen die Apartments lediglich einen Wohnraum, eine kleine Küche und ein Badezimmer. Die Fassadengestaltung ist einheitlich, weist aber deutliche Zeitspuren auf. Die Fensterfronten sind heterogen gestaltet. An den meisten Fenstern gibt es keine Gardinen. Stattdessen sind Fahnen, Aufkleber, Zeitungen oder Farbe aufgebracht. Die Fensterdekoration lässt kaum auf jahreszeitliche oder festliche Bezüge (wie z.B. Weihnachten) schließen. Die Hauseingänge wie auch die Treppenhäuser werden

nur von wenigen Mietparteien regelmäßig gereinigt. An den Fenstern einzelner Treppenabsätze hängen in die Jahre gekommene Gardinen.

Es überwiegt ein ungepflegter und von Verfall geprägter Eindruck. Im Straßenbereich und in den Hauseingängen liegen Zeitungen, Werbematerialien und Abfall. Die Klingeltafeln sind teils defekt, scheinen vielfach angepasst bzw. überklebt worden zu sein. Einige Mieter:innen haben kein Namensschild. Die Haustüren einzelner Häuser sind des Öfteren am Tage durchgehend angelehnt oder weit geöffnet. Die rückseitigen Fassaden sind schmutzig und verfärbt. Hinter den Häusern, in den Schuppen und auf den nicht bewirtschafteten Grundstücken lagert durchgehend Sperrmüll und Hausrat. Zwei der fünf Gartenstücke werden von den hier lebenden Familien mit Migrationshintergrund kultiviert und eines zudem für die Freizeitgestaltung der Kinder genutzt.

Das sechste Haus steht isoliert auf der anderen Straßenseite und befindet sich in Privatbesitz. Auf den ersten Blick wirkt es wegen der teils zugemauerten und verbarrikierten Fenster und Überreste von nicht zu Ende geführten Baumaßnahmen unbewohnt. Die Grundfläche ist größer als bei den Häusern der anderen Straßenseite. Ursprünglich befand sich im Erdgeschoss eine Gaststätte mit angeschlossener Wohnung. Die oberen zwei Etagen verfügen jeweils über zwei große Wohnungen. Seit einem Jahrzehnt wird das baufällige Haus nur noch von einem alleinstehenden Mann (Mattes) zur Miete bewohnt. Nachdem das Obergeschoss nach einem Sturmschaden nicht mehr bewohnbar war, ist er auf eigene Initiative in eine der Wohnungen der mittleren Etage umgezogen. Eine Heizung gibt es nicht, aber mit Holz befeuerte Kaminöfen. Das Innere des Hauses ist in einem maroden und teils gefährlichen Zustand. Baumaßnahmen sind nicht zu Ende geführt worden und auf der hölzernen Treppe mit etlichen morschen Stufen wird schwerer Bauschutt gelagert. Das große Grundstück mit zugewucherten Park- und Gartenflächen und alten Kleingebäuden ist zur Straße auf der einen Seite mit Bauzäunen und zur anderen Seite mit einer baufälligen Backsteinmauer abgegrenzt. Daneben steht, zurückgesetzt, die Ruine eines Flachbaus mit Geschäftslokal. Auf der Fläche vor diesem Haus ist über Monate ein schrottreifer Kleinbus abgestellt sowie immer wieder Bauschutt, Hausrat und Müllsäcke dort deponiert werden.

Die Häuser grenzen in diesem Abschnitt beidseitig mit schmalen und sanierungsbedürftigen Gehwegen direkt an die Straße. Es gibt kein Grün und am Rand sind meist nur einzelne Klein- und der Kastenwagen der Gewerbetreibenden abgestellt. Auch die Autos verschiedener Pflegedienste und *Essen auf Rädern* sind regelmäßig vor Ort. Zu den Ladenöffnungszeiten parken am Anfang der Straße einzelne, meist höherpreisige Fahrzeuge der Kundschaft, oft mit auswärtigen Kraftfahrzeug-Kennzeichen. Das Geschäft besteht seit 2016, und die dort verkauften Genussmittel sind der Nachbar:innenschaft zu teuer⁹.

In der Straße ist es meistens sehr ruhig, am Tage hört man Vogelgesang, und die ›Lebensgeräusche‹ der Bewohner:innenschaft sind stark gedämpft, am Abend dagegen scheint die Lautstärke des Mix aus Musik, Fernsehsendungen und menschlicher Kommunikation zuzunehmen. In den meisten Wohnungen ist das Licht eingeschaltet. Die intakte Straßenbeleuchtung erhellt den Bereich vor den Häusern so, dass der Raum gut überschaut werden kann.

9 Das Geschäft wurde nach dem Jahr 2018 aufgegeben.

Im Untersuchungsfeld gibt es eine hohe Anzahl von Mülltonnen, wenn auch ohne festen Standplatz. Die wiederkehrend zu beobachtenden Bissspuren in den Abfallbehältern, die Warnhinweise auf ausgelegtes Gift wie auch die eigene mehrmalige Sichtung am helllichten Tag weisen auf das beträchtliche Rattenproblem inner- und außerhalb der Häuser.

Innen- und Außenwahrnehmung des Sozialraums

Die Mehrheit der Mieter:innen zeigt sich unzufrieden mit der Wohnungsgesellschaft, kritisiert die mangelnde Sauberkeit, Instandhaltung und Schadensbeseitigung in den Gebäuden und im Umfeld. Übereinstimmend bemängeln die Befragten insbesondere den laschen Umgang mit der Müll- und Rattenproblematik. Aber auch die (angenommene) abfällige Haltung gegenüber der Bewohner:innenschaft wird beanstandet. Die Straße sei sowohl bei der Wohnungsgesellschaft als auch bei der Stadt »abgestempelt« (Mattes) und »aufgegeben« (Dina) als Wohngebiet für »Sozialfälle« bzw. »Assis« (Mattes), stelle ein »Ghetto« (Dina) dar für all diejenigen, »die man nicht in der Stadt braucht« (Anna) und deren existentielle Not ausgenutzt werde (Dina). Die Erzählung von Mattes verdeutlicht exemplarisch die angenommenen Vorbehalte gegenüber der Bewohner:innenschaft:

»Dann kam der Rettungswagen. Ich fuchtel hier unten anne Straße, um denen zu zeigen, wo se hin müssen. Wie den soll'n wir mitnehmen? Der steht doch noch. Boah, ich mach dich gleich fertich. Hab ich natürlich nich gesagt. Die ham direkt Schiss gehabt. Ich hab den wohl so eine Angst eingeflößt. Wie der steht doch noch. Was soll'n wir denn mit dem? Hörma, der krümmt sich. Der geht kaputt. Der Marius hat denen das dann im Wagen erklärt, und mir hat er das dann hinterher gesagt. Die hatten tatsächlich Angst. Die ham gedacht, hier gibt's 'n Arsch voll oder watt. Besoffene Alkis hier oder watt. Das ham die sich vorgestellt, weil ich da so wild gestikuliert hab. Klar hab ich gewunken. Datt war genau nach den Nachrichten, wo so watt gekommen ist. Da ham se ein bisschen Angst gekriegt. Das hat der Marius mir dann erzählt, aber die ham sich im Auto wieder beruhigt. Er sacht, neh, der Kumpel hat sich Sorgen gemacht. Deshalb ist der so gewesen, so ausgetickt.«

Das Wohngebiet trägt sowohl in der Innen- als auch in der Außenbewertung ein negatives Image. Die Befragten vermissen bei den verantwortlichen Stellen den Willen zu konkreten Veränderungsmaßnahmen und nehmen stattdessen lediglich das Bemühen wahr, heikle Informationen (z. B. die Auffindung des von seinen Hunden angefressenen Mannes während der Renovierungsphase) und die lokalen Missstände nicht an die Öffentlichkeit dringen zu lassen. Es wird unterstellt, dass die Wohnungsgesellschaft lediglich betriebswirtschaftliche Interessen verfolge und keine Investitionen mehr tätige, da langfristige Abriss und Neubau einer »Schicki-Micki-Gegend« (Dina) avisiert sei. Es ist davon auszugehen, dass die fehlende positive Identifikation zu verstärkten Aus- und Abgrenzungsbemühungen Einzelner wie auch von Gruppen und damit zu einer Reduktion nachbarschaftlicher Kontakte und insbesondere solidarischer Strukturen führt.

Die Lage des Wohngebiets wird hinsichtlich der Lebensqualität ambivalent wahrgenommen. Einerseits sei es am Ort angenehm ruhig und eine »schöne Gegend« (Mattes), im Vergleich zu Zechezeiten – wegen der stark reduzierten Umweltbelastungen – ge-

radezu ein »Paradies« (Mattes). Das Naherholungsgebiet und die dort angebotenen Veranstaltungen haben überregionale Bedeutung, aber die meisten Bewohner:innen partizipieren hieran nur sehr selten. Die isolierte Lage und Abgeschlossenheit werden andererseits auch negativ bewertet als »Ende der Welt« (Anna), »so weit vom Schuss ab« (Jonny 3) oder als »Bronx« für »arme Schweine« (Jonny 1) und als ungeeigneter Lebensraum für sozial benachteiligte Personen, die »nicht mehr laufen können«, »einen Pflegedienst brauchen« oder »Alkoholiker« seien (Anna).

Auch das Sicherheitsempfinden erscheint widersprüchlich: Explizite Ängste in Bezug auf die eigene Person werden von den Befragten nicht geäußert, aber Jonny (2) hat »Angst« um seine Freundin und befürchtet, dass diese »angegrabscht« wird, wenn sie abends allein das Haus verlässt. Konkret weist er auf einen Mann »mit Bart« in der Nachbarschaft, der »wild hinter Frauen« her sei und diese belästige (ebd.). Mattes sieht sich nach mehreren Einbrüchen dazu gezwungen, auch für kurze Momente der Abwesenheit immer die Haustür abzuschließen. Nach der Auffindung von Marius Leiche haben sich unbekannte Personen Zutritt zu dessen Wohnung verschafft und alle Wertgegenstände entwendet.

Die räumlich-materiellen und infrastrukturellen Rahmenbedingungen bieten auch im Umkreis der Straße fußläufig weder Versorgungs- noch Begegnungsmöglichkeiten. Die Wohn- und Aufenthaltsqualität in der Straße ist gering. Für Bewohner:innen, die nicht mehr selbständig die Wohnung verlassen können, bedeutet dies das Angewiesensein auf Unterstützung durch persönliche Netzwerke oder soziale Dienstleister:innen.

9.3 Ergebnisse und Hinweise zur Bewohner:innenschaft

Soziodemographische Struktur

Die soziale Zusammensetzung der Wohnbevölkerung hat sich im Verlauf der Jahrzehnte verändert. Nach dem Krieg lebten in der Straße vor allem Arbeiter:innen der Zeche. Bis in die 1980er Jahre ist die Mehrheit von ihnen entweder weggezogen oder verstorben. In der Folge kam es zu einem Zuzug insbesondere von Personen mit türkischem Migrationshintergrund, für die nicht nur der günstige Wohnraum attraktiv war, sondern auch die Nähe zum islamischen Verein, welcher seinen Sitz im Geschäftslokal des vorderen Wohnhauses hatte. Nach dessen Schließung sind wiederum viele Bewohner:innen fortgezogen. In den Folgejahren nahm die Fluktuation in der Mieter:innenschaft weiter zu und die durchschnittliche Wohndauer ab. Es zogen Personen mit unterschiedlichem Migrations- und nach der Jahrtausendwende auch immer häufiger mit Fluchthintergrund hinzu. Außerdem stieg der Anteil sonstiger Personengruppen, die staatliche Transferleistungen bezogen und über Vermittlung der Sozialbehörden eine Wohnung am Ort erhielten, stetig an.

Im Zeitraum 2016 bis 2019 haben zwischen 39 und 51 Personen in den 32 Wohnungen der im Besitz der Wohnungsgesellschaft befindlichen fünf Häuser gelebt. Die genaue Anzahl der Wechsel ist unbekannt, aber die halbjährlich erfasste Gesamtzahl der Mieter:innen, differenziert nach Geschlecht, belegt die kontinuierliche und starke Fluktuation. Das Geschlechterverhältnis weist – mit leichten Schwankungen – auf eine zwei Drittel-Mehrheit der Männer in der Anwohner:innenschaft.

Fluktuation

Alle Befragten bestätigen die ständigen Wechsel, die sowohl durch Umzug als auch durch Tod der Mieter:innen begründet sind und beschreiben, wie hierdurch das Zusammenleben erschwert und zunehmend durch Anonymität geprägt ist. Der Umgang der langjährigen Anwohner:innen mit dem »Kommen und Gehen« (Mattes; Jonny 3) ist von dem Bemühen getragen, den Überblick zu bewahren, was zumindest Mattes in Bezug auf die Mitglieder der »Großfamilie« und die alleinlebenden jüngeren Männer nicht gelingt. Aber nicht nur Überforderung, sondern auch Abwertung, Ablehnung und Desinteresse treten hervor: Die neu Hinzuziehenden werden pauschal als »Bescheuerte« (Dina), »Assis« (Mattes), »Sozialfälle«, »keine normalen Menschen« (ebd.) und »einer dümmere als der andere« (ebd.) charakterisiert, zu denen die Alteingesessenen keinen Kontakt haben möchten. »Ja, ein Kommen und Gehen. Die einen sterben, die ander'n sind auf der Flucht. Und immer wieder Neue und die meisten davon bescheuert.« (Jonny 3)

Umzugswünsche

Auch wenn sich alle Befragten kritisch zur Lebens- und Wohnqualität äußern, so werden Umzugswünsche nur von Jonny, hier mit der Zeit immer deutlicher, und von der Großfamilie, die schon lange vergeblich nach einer neuen Bleibe sucht (Dina), berichtet. Jonny begründet seine Veränderungsabsicht sowohl mit dem »Dreck« als auch mit dem »Ärger« mit der Nachbar:innenschaft. Im Gegensatz zu früher könne er nicht mehr »so kämpfen« und seine Freundin verteidigen. Auch Tariks Eltern hatten zeitweilige Umzugspläne, die sie nun aufgegeben haben, da seine Mutter nicht auf das Gartenstück samt Selbstversorgung verzichten möchte. Mattes betont dagegen seine Entschlossenheit, in der Straße und im Haus wohnen zu bleiben: »Weißt du doch, alte Bäume verpflanzt man nicht. Du glaubst doch wohl nicht, dass ich hier noch einmal ausziehe. Dreißig Jahre hab ich schon, aber ich mach auch noch länger.« (Mattes)

In einer weiteren Erzählung zu Jupp, dem ehemaligen Friseur, unterstreicht Mattes die positiven Auswirkungen auf das körperliche und psychische Wohlbefinden infolge einer guten nachbarschaftlichen Einbindung: »Der war schon über siebzig schon. Samstags hat er immer die Haare geschnitten und 'nen Zwanni verdient oder so, weiß ich nicht mehr. Einen geschickert mit denen hier. War gut und der hätt auch noch 'n paar Jährchen gemacht und dann ins Heim= alleine und dann war er tot.« (Mattes)

Basis des Zusammenlebens und Konflikte

In der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg bis ca. zu Beginn der 1980er Jahre gründete die gemeinschaftliche Basis auf der Zugehörigkeit zur Arbeiter:innenschaft der Zeche¹⁰. Die Geschlossenheit und der Zusammenhalt wurden hierdurch mutmaßlich gestärkt. Als weiterer stabilisierender Faktor wirkten die täglichen Zusammenkünfte bei einem gemeinsamen (Feierabend-)Bier in der Gaststätte. In den 1980er und 1990er Jahren war auf der gegenüberliegenden Straßenseite in dem Ladenlokal ein Verein zur Selbstvertretung von Personen mit Migrationshintergrund samt einem kleinen Gebetsraum ansäs-

10 Die historischen Quellen können nicht benannt werden, da hierdurch ein Rückschluss auf den Ort möglich wäre.

sig. Dieser Begegnungsort hat in der Straße zu einer starken Gemeinschaft von Personen mit islamischer Religionszugehörigkeit geführt.

Seit einigen Jahrzehnten erfolgt der Zuzug vor allem wegen des verfügbaren günstigen Wohnraums. Die Bewohner:innenschaft weist zwar eine ähnliche ökonomische Lage auf, aber aufgrund der großen sozialen Heterogenität in Bezug auf Alter, Ethnie, Religion, Lebensstil oder Milieuzugehörigkeit mangelt es an verbindenden Berührungspunkten. Es besteht weder eine auf gemeinsamer Basis gegründete Gemeinschaft der Straße noch gibt es einen »neutralen« Treffpunkt zum Austausch und zur Klärung ortsspezifischer Anliegen. Auch allgemeine Regeln für das Zusammenleben, beispielsweise Handlungserwartungen in Hinsicht auf Sauberkeit, Ordnung und Rücksichtnahme, werden nicht kommuniziert, so dass die unterschiedlichen Handhabungen in der Alltagspraxis zu offenen und verdeckten Konflikten führen.

So kritisiert Mattes, dass Bewohner:innen – wobei dies seiner Beobachtung nach diejenigen mit Migrationshintergrund seien – ihren Sperr- und Hausmüll vor allem im Außenbereich hinter den Wohnhäusern abstellen. Jonny (2) ärgert sich über zwei Männer in den benachbarten Wohnhäusern, die Brot aus dem Fenster werfen:

»Datt is der Dullmann, da oben. Der hat 'nen Knall da oben, der füttert immer die Ratten, einmal hat er 'nen ganzen Kanten Brot runner geschmissen. Ich hab mich schon beschwert bei der (Name der Wohnungsbaugenossenschaft), aber ich weiß nich, ob die watt machen. Ich glaub, die woll'n datt gar nich hör'n. Der eine füttert vorne die Ratten, der andere füttert hinten die Ratten.«

Die meisten Konflikte werden verbal ausgetragen, mitunter kommt es aber auch zu Handgreiflichkeiten und gewalttätigen Auseinandersetzungen. Wenn die Polizei hinzugerufen wird, so kann diese oft nicht intervenieren, da Zeug:innen der Vorfälle keine Aussagen machen. So berichtet Tarik, dass er sich gegenüber der Polizei unwissend gestellt habe, als Lori – aus Ärger über nächtliche Partys – in seinem Beisein eine Mitbewohnerin massiv verprügelt hatte. Mit deutlich wahrnehmbarer Zustimmung führt Tarik weiter aus, dass Lori die andere Frau nach Abzug der Polizei erneut »zusammengefaltet« habe. Mittlerweile sei diese wieder ausgezogen. Auch Dina berichtet, dass sie von Lori – für sie ohne erkennbaren Anlass – in ihrem Ladenlokal überfallen wurde. Nach dem Gespräch mit Loris Betreuer:in habe sie wegen der psychischen Erkrankung davon abgesehen, eine Anzeige zu erstatten, sei aber auch ärgerlich über die Inkompetenz der Betreuer:in gewesen, welche Lori »überhaupt keinen Halt und Unterstützung« biete.

Portrait Lori

Lori ist ca. 30 Jahre alt, von eher kräftiger Statur, trägt eine Punk-Frisur mit einer rasierten Seite, Arme und Hals sind voller Tätowierungen, die Ohren dicht an dicht mit Ohringen besetzt. Lori wohnt seit ca. 2015 im Erdgeschoss eines der mittleren Häuser. Die Fenster ihrer Wohnung sind zur Straße schwarz gestrichen, und auf dem einen Fensterflügel ist ein großes rotes A mit Kreis aufgemalt. Auch die Wände des dahinter liegenden Raumes sind teils schwarz gestrichen. Nach eigener Aussage räumt Lori nicht gerne auf. Daher befindet sich in ihrer Wohnung auch »viel Müll«. Vor dem Einzug war sie obdachlos und hat

seit ihrem dreizehnten Lebensjahr »auf der Straße gelebt« und Drogen konsumiert. Aktuell kiffe sie »nur« und nehme »Tabletten zum glücklich machen«. Nach dem Suizid ihrer Mutter sei sie »völlig abgestürzt«, war »psychisch am Ende« und wurde in eine Klinik eingewiesen. Dort ist eine schwere Borderline-Störung diagnostiziert worden. Seitdem wird sie von zwei Betreuer:innen unterstützt. Lori findet diese soweit »okay«, »oft auch nervig«, aber dann ließe sie diese nicht in die Wohnung und reagiere auch nicht auf deren Anrufe. Es stört sie, dass ihr die Betreuer:innen die Haltung ihrer »Lieblingstiere«, weißer Ratten »zum Kuschn« wegen des Müllproblems verboten haben. Lori ist die meiste Zeit für sich allein und verlässt die Wohnung selten. Über das Geschehen in der Straße ist sie nicht gut informiert. Den Tod von Marius habe sie beispielsweise »wegen des Auftriebs in der Straße« mitbekommen. Sie habe diesen aber nur flüchtig gekannt, da er und sein »Kreis« den Kontakt mit ihr mieden, da sie »schon mal ein bisschen austicken« würde. »Aber weißt du, ich bin einfach traurig wegen meiner Mutter.« Auf »ihre echt beschissene Kindheit«, »alle Scheiße, die du dir nur denken kannst«, geht Lori nicht näher ein.

Weitere Konflikte

Alle befragten Personen mit Migrations- und Fluchthintergrund berichten von fremdenfeindlichen oder rassistischen Anfeindungen sowie von Gewaltandrohungen durch die Nachbar:innenschaft. Im Gespräch bringt nur Jonny (1) seine Abneigung und Feindseligkeit sowie seine subjektiv erlebte Vorrangstellung offen zum Ausdruck:

»Hier fühl ich mich wie der Eigentümer von dem Haus. Hier hat nie einer geschimpft, obwohl ich da oben so 'n Ölauge hab, hatte, so 'n Türken. Aber die war'n ja selba laut. Und wenn da eina kam, hab ich gedacht, da wär'n 51 Mann gewesen. Die ham kein Anstand, kein Benehmen, die Türken. Deswegen mag ich die nich. (.) Und pervers neugierich (.) furchtbar. Den Sohn hab ich ma bei mir gehabt, inne Küche, beim Kochen, ich kann auch polnisch kochen, die Mudda konnte kochen, der Vadda nich', und dann hab ich (.) aber der ging auch überall mitte Schnauze dran, mitte Finger, so anne Töpfe. »Bleib'se von mein Essen wech!« Den musst ich richtig auffe Hand hau'n, so 'n unver-schämtes Volk is' datt. Arrogant, die tun immer so nett, scheiße sind die. Den muss man hier doch zeigen= (.) wo vorne und= (.)«.

Der geschilderte Vorfall bezieht sich auf (den bereits erwachsenen) Tarik, der Jonny seinerseits als »arrogant« und »von oben herab« beschreibt. Als direkter Nachbar im selben Wohnhaus habe er Jonny einige Male beim Treppensteigen geholfen.

Mattes äußert sich zwar nicht abwertend, aber dennoch deutlich distanziert in seinem Verhältnis zur »Großfamilie« und begründet dies mit einem Vorfall, bei welchem er selbst beleidigt und ausgegrenzt wurde.

»Eine Großfamilie wohnt da glaube ich. Ach, da blick ich auch nich durch. Da gibt es wohl eine Wohnung, die hat fast hundert Quadratmeter. Da müssen wohl 18 Leute wohnen. Ich weiß es nich. Ich blick da nich mehr durch. Da sind mindestens sechs Kinder, ein alter Mann, ein Türke, und 'ne Frau, 'ne dicke kleine mit Kopftuch, und sechs Kinder. Und dann ab und zu kommen da noch ma 'n paar andere, auch sieht aus wie so 'n Pärchen, Mitte 20. Ob die da wohnen, das weiß ich alles nich. Da blick ich nich

durch. Die reden da auch mit keinem. Im Gegenteil. Dann geht man dran vorbei und so'n kleines Kind fragt: Papa, is das auch so 'n Penner? Ich denk, watt is datt denn. Watt bringt der denn den Kindern bei? Hat der einen anne Pfanne? Naja, auf jeden Fall. Keine Ahnung. Watt willse da tun? Die woll'n mit einem nix zu tun ham. Selbs die eigenen Landsleute wollen, glaub ich, auch nix mit den' zu tun ham, aber ich weiß es nich.«

Diese Schilderung macht deutlich, dass unfreiwillige physische Nähe nicht mit sozialer Nähe, sondern im Gegenteil mit einem verstärkten Bemühen um soziale Distanz einhergehen kann. Die am Ort langjährig lebenden Personen mit Migrationshintergrund datieren die deutliche Verschlechterung im Zusammenleben und ihrer eigenen Integration auf das Jahr 2012 und den Tod von Kurt, einer allseits anerkannten Autorität, welcher ab den 1990er Jahren in den Räumen der ehemaligen Gaststätte eine Art Freizeiteinrichtung etabliert hatte. Sie beschreiben diesen übereinstimmend als eine starke Persönlichkeit, die sich um das Wohl aller Menschen am Ort gekümmert habe. Durch seinen Einfluss sei das Miteinander »wesentlich friedlicher« (Dina) gewesen, da Kurt sich gegen rassistische und fremdenfeindliche Anfeindungen positioniert und zu allen Anwohner:innen gleichermaßen gute Beziehungen unterhalten habe. Seit 2012 habe sich sowohl das Ausgrenzungs- als auch das Konfliktpotenzial zwischen Einzelnen und den verschiedenen Gruppen in der Straße deutlich erhöht. Es mangelt an Zusammenhalt und gegenseitigem Vertrauen. Mutmaßlich mindert die geringe soziale Kohäsion auch das Sicherheitsempfinden der Bewohner:innenschaft.

Portrait Tarik

Tarik ist 1980 in der Türkei geboren und kurz nach der Geburt mit seinen Eltern nach Deutschland ausgewandert. In der Straße lebt er – mit einer mehrjährigen Unterbrechung – seit seinem sechsten Lebensjahr. Nach Abschluss der Schule war Tarik etwa zehn Jahre als Monteur im Baugewerbe in der Firma seines Cousins tätig. Tarik berichtet sehr gerne über diese Zeit und ist stolz auf die erfahrene berufliche Anerkennung. Er war einige Jahre verheiratet, nach der Scheidung im Jahr 2006 ist er in die Wohnung seiner Eltern zurückgekehrt. Er hat dort kein eigenes Zimmer, sondern schläft auf der Couch im Wohnzimmer. Nach der Trennung von seiner Ehefrau hat er Drogen konsumiert. In dieser Zeit hat er sich im kriminellen Milieu bewegt und auch für die russische Maffia Schutzgelderpressungen durchgeführt. Wegen erheblicher Selbst- und Fremdgefährdung wurde er »mit Handschellen« in die Psychiatrie zwangseingewiesen und infolge per richterlichen Beschluss – aufgrund einer diagnostizierten Schizophrenie – für »unzurechnungsfähig« erklärt. Alle gegen ihn eingeleiteten strafrechtlichen Verfahren wurden letztlich eingestellt, da es sich um Straftaten unter Drogeneinfluss handelte, und weil er die Namen der Hintermänner offengelegt habe. Seitdem wird er auch durch einen gesetzlichen Betreuer unterstützt. Seit dem Jahr 2008 ist er anerkannt »erwerbsunfähig«. Zurzeit arbeitet er wöchentlich fünf Stunden in einer Integrationsfirma. Tarik langweilt sich häufig und weiß nicht, wie er die Tage hinter sich bringen soll. Daher »läuft er durch die Gegend« oder trifft sich mit »Kollegen« zum »Zocken«.

Begegnungen im öffentlichen Raum

Das Leben der Mehrheit konzentriert sich auf den geschlossenen Bereich der eigenen Wohnung und erstreckt sich nicht auf das Umfeld. Es zeigt sich eine Tendenz zur »Verhäuslichung« bzw. zum räumlichen Rückzug (Böhnisch 2015: 158f.). Einzelne alleinlebende, meist pflegebedürftige Personen werden im öffentlichen Raum zu keinem Zeitpunkt angetroffen. Manchmal halten sie sich offen oder verdeckt im Bereich der Wohnungsfenster auf, ohne Kontakt mit passierenden Mitbewohner:innen aufzunehmen.

Das Fenstergucken erscheint insbesondere bei vielen Männern als beliebte Freizeitbeschäftigung. Es wird angenommen, dass es sich nicht nur um eine Form des Zeitvertriebs, sondern auch um eine Möglichkeit handelt, sich über das Geschehen samt Veränderungen des Sozialraums zu informieren, dabei Distanz wahren zu können und bei Interesse initiativ Kontakt mit ausgewählten Personen aufnehmen zu können.

Auch Mattes schaut regelmäßig aus dem Fenster und macht sich dabei Gedanken über die alleinstehenden, seines Erachtens bis in den Tod einsamen, Personen hinter den Fenstern der gegenüberliegenden Straßenseite.

»Ich hab mir schon öfters über so was ma Gedanken gemacht. Ja, man sieht das ja, wenn ich aus 'm Fenster guck, dann sieht man das. Da einer und da einer und da einer. Alles das Gleiche. Überall wird das Gleiche passieren. Und alle paar Wochen kommt hier 'nen Wagen und es wird wieder jemand rausgeholt.«

Die Bewegungen im öffentlichen Raum variieren abhängig von der Tageszeit: Am frühen Morgen und am späten Abend verlassen nur einzelne – darunter auch die Hundehalter:innen – das Haus oder kehren zurück. Ab dem späten Vormittag bis Einbruch der Dunkelheit sind häufiger Personen zu beobachten. Manche Männer und Frauen verlassen sehr selten ihre Wohnung, signalisieren durch ihre Körperhaltung und die Vermeidung des Blickkontakts, dass sie nicht angesprochen werden wollen. Wenn ihnen jemand begegnet, so grüßen sie kurz oder gehen wortlos weiter. Einige, meist männliche Personen wie Tarik, verlassen regelmäßig die Wohnung, unternehmen Spaziergänge im näheren Umfeld und nutzen Begegnungen mit anderen fast immer auch zur aktiven Ansprache. In den sich entwickelnden Unterhaltungen ganz unterschiedlicher Dauer werden allgemeine und persönliche Informationen ausgetauscht. Einzelne Beziehungen zwischen alleinstehenden Männern sind konfliktbehaftet, so dass es bei zufälligen Begegnungen fast immer zu Pöbeleien kommt. Unabhängig von der Qualität der Beziehung wird das Gegenüber meist geduzt und mit dem Vornamen angesprochen, sofern dieser bekannt ist.

Nur selten wird die Richtung zum Naherholungsgebiet eingeschlagen. Die Mehrheit geht in Richtung Hauptverkehrsstraße und nutzt den öffentlichen Nahverkehr. Nur einzelne Haushalte haben ein Auto oder Fahrrad zur Fortbewegung. Fast alle Zurückkehrenden führen volle Einkaufstaschen oder Einkaufsroller mit sich.

Die meisten Personen sind allein unterwegs. Eine Ausnahme bilden Tariks Eltern, die Mitglieder der »Großfamilie« und die wenigen alleinlebenden jüngeren Frauen wie beispielsweise Anna, welche häufiger von Besucher:innen begleitet sind. Minderjährige leben nur in der »Großfamilie« mit Migrationshintergrund. Die älteren Schulkinder durchqueren die Straße meist ohne, die jüngeren Kinder im Grundschulalter immer in Begleitung von Erwachsenen. Der öffentliche Raum vor den Häusern wird nicht zum

Spielen genutzt. Die Heranwachsenden halten sich mit ihren Familien bei schönem Wetter im Garten auf, wo auch die Möglichkeit zum Schaukeln besteht. Mitunter brechen einige Familienmitglieder mit Fahrrädern in Richtung Naherholungsgebiet auf. Auch Tariks Eltern sind häufig in ihrem Garten anzutreffen, kümmern sich um die Beete oder halten sich in der Sitzecke auf.

Der öffentliche Raum wird von den Anwohner:innen nicht für längere Aufenthalte oder gezielte Begegnungen genutzt. In der Straße gibt es keine Öffentlichkeit des Bürgersteigs. Die Befragten fühlen sich nicht für den öffentlichen Raum verantwortlich und sehen Sauberkeit oder Verschönerung als Aufgaben der Wohnungsgesellschaft bzw. der Stadt an.

Soziale Beziehungen in der Nachbar:innenschaft

In quantitativer Hinsicht dominieren »Nicht-Beziehungen« in der Nachbar:innenschaft. Die Mehrheit lebt allein, weitgehend isoliert und hat nur zufällige oder flüchtige Beziehungen zu Nachbar:innen. Mattes charakterisiert die große Gruppe alleinlebender Männer und Frauen als »einsame« »Solo-Menschen« ohne Freunde, Familie und Besuch, die man kennt, aber mit denen man nichts zu tun haben möchte. Manche dieser Personen werden durch Pflegedienste oder sonstige soziale Dienstleister unterstützt, nicht wenige zudem durch gesetzliche Betreuer:innen.

Sehr zurückgezogen lebende Personen – wie der *unentdeckt* verstorbene Thorsten – sind für Mattes und Anna über Jahre »unsichtbar« geblieben, und auch durch die Beschreibung seines Äußeren ist ihnen kein Rückschluss auf ein bekanntes Gesicht möglich (Mattes). Mattes führt Jonny exemplarisch als einen solchen alleinstehenden und einsamen Menschen an. Er erzählt, dass er diesen nur aus dem Gefühl des »Mitleids« heraus »so alle zwei Wochen« »zehn Minuten« besuche und gelegentlich auch ein Stück selbst gebackenen Kuchen vorbeibringe. Mattes unterstreicht, dass er trotz dieser Nachbarschaftshilfe nichts mit Jonny zu tun haben möchte und begründet dieses vor allem mit dessen rechter politischer Orientierung.

»Mit dem Cowboy kann keiner von uns was anfangen. Datt is (.) Watt soll ich dazu sagen, der is 'n komischer Kerl. Der möchte Fascho sein, aber is er auch zu doof für. Der is sogar zu doof, um Nazi zu sein. Obwohl er sich so benimmt oder sein will, aber= selbst das kriegt er nich hin. Datt tut mir leid, wenn ich so über ihn rede. Der is nich mein Freund. Der denkt immer, ich bin sein Freund. Vielleicht, weil ich der Einzige bin, der sich manchmal um ihn kümmert.«

Jonny (2), seinerseits, nennt Mattes »keinen Schlechten«, mag diesen aber »nicht so« und kritisiert, dass dieser »ohne Kiffen kein Mensch« sei, sondern »nur 'n halber« (ebd.). Auch wenn Mattes allein in dem »Geisterhaus« wohne und wie der »Geist bei Tage« aus dem Fenster gucke (Jonny 1), wirkt er auf Jonny sozial gut eingebunden, hat »seine Leute«, die mit ihm am »großen runden Tisch« zusammensitzen.

Nur eine Minderheit der Alleinlebenden pflegt untereinander intensivere soziale Beziehungen mit gegenseitiger instrumenteller, emotionaler oder sozial-geselliger Unterstützung (vgl. Petermann 2001: 33). Das einzig zu identifizierende soziale Netzwerk mit verbindlichem Charakter ist der Freund:innen- und Bekanntenkreis um Mattes, Anna sowie die *unentdeckt* verstorbenen Volla und Marius. Diesem Netzwerk gehören

auch weitere Personen von außerhalb an sowie die in der Straße wohnenden Mitglieder Zugang zu *räumlich dispersen Netzwerken* haben (vgl. Petermann 2015: 183). Es ist nicht ungewöhnlich, dass Anna mitunter vier Wochen »verschunden« ist, auch Mattes geht manchmal – so wie der verstorbene Marius – für eine Woche auf »Trallafitti«, ohne sich zuvor bei anderen abzumelden. »Bei bis zu 'ner Woche, da kümmert sich keiner drum. Ich geh auch mal 'ne Woche auf Trallafitti, da frag ich auch nich vorher, ob ich weggehen darf.« (Mattes)

Das Miteinander zeichnet sich dadurch aus, dass der Einzelne seine Freiheit hat, und dass man sich »in Ruhe« lässt, beispielsweise in Phasen der Depression.

»In den letzten Wochen hab ich gedacht, da hat er schon wieder schlechte Laune gehabt, depressiv (.) Ich sach, komm lass ihn einfach in Ruhe. So macht man das untereinander. Dann bekrabbelt man sich wieder nach 'n paar Tagen, nur irgendwann, wenn datt zu lange wird, dann macht man sich doch Sorgen.« (Mattes)

Das »Wir-Gefühl« der Gruppe um Mattes ist mit einer deutlichen Abgrenzung bzw. Ausgrenzung anderer Bewohner:innen verbunden. Zur Begründung werden Altersunterschiede angeführt, aber wesentlich ist die Distanzierung durch Antipathie begründet: »Ich mein, mit den ganzen alten Leuten hab ich auch nix zu tun. Manche kenn ich davon gar nich, und mit manchen will ich auch gar nix zu tun haben.« (Mattes)

Die Gruppenmitglieder geben sich gegenseitig instrumentelle, soziale und emotionale Unterstützung, wenn diese angefragt wird. Die geselligen Aktivitäten und der regelmäßige Austausch erhöhen das Wohlbefinden und vermitteln Zugehörigkeit und Anerkennung. Die Beisetzung von Marius wurde gemeinsam besucht und anschließend hat sich der Kreis bei Mattes getroffen, »gefeiert« und die Trauer über dessen Tod gemeinsam bewältigt.

»So schlimm das war. So oft wir uns auch gefetzt ham. Wir lagen uns hier mit zehn Mann inne Arme und ham alle geheult. (.) Das hat mich getroffen. Das war ein sehr lieber Kerl. Das war er. Fertich mit der Welt. Aber auch wenn er nix mehr hatte, ein sehr lieber, fairer Mensch. Ehrlich. Lieb. (.) Lustig. (...)« (Mattes)

Andere Beziehungen zwischen einzelnen Nachbar:innen sind auf Zeiträume begrenzt und erscheinen weniger komplex. Im Vordergrund stehen entweder gemeinsame Freizeitaktivitäten oder instrumentelle Unterstützung bzw. Nachbarschaftshilfe. Tarik und Lori verbringen manchmal einen Abend bei Bier und Musik. Auch Jonny hat sich gelegentlich mit den Verstorbenen Thorsten und Marius getroffen, um zusammen Musik zu hören oder gemeinsam zu essen. Mit seiner Freundin, die er meist nur »Meine« nennt, hat er »lustige« Unterhaltungen mit der verstorbenen Silke in seiner Wohnung geführt: »Dat war immer lustig, wenn wir hier zu dritt saßen. Die Unterhaltung mit Meine und die Silke (.) Ich durfte so ungefähr in der Küche sitzen. (lacht) Da war schon ein bisschen Stimmung.« (Jonny 3)

Jonny gibt an, alle drei Verstorbenen mit Essen, Geld, Tabletten oder Sonstigem unterstützt zu haben. Es ist nicht einzuschätzen, ob es sich um altruistische Nachbarschaftshilfe oder aber um die eigenmotivierte Bewältigung einer durch Einsamkeit und soziale Isolation gekennzeichneten Lebenslage gehandelt hat. Die nachbarschaftlichen Beziehungen von Jonny zu anderen sind alle durch kurzzeitige Intensität charakter-

siert, die sich schnell entwickelt und wieder löst. Für den plötzlichen Kontaktabbruch gibt es – so wie zwischen Jonny und Thorsten – nicht immer erkennbare Auslöser, und manchmal scheinen auch geringe Anlässe ursächlich zu sein: »Ja, sacht Meine, is ja nicht schlimm, sacht se. Ich hab ja jetz ne Freundin gewonnen, sacht Meine, neh? Die Nachbarin is ja meine Freundin geworden. Und dann war da auf einmal Schluss. Dann war da nichts mehr. Und dann ham se sich in die Haare gekriegt, so am Telefon.« (Jonny 3)

Portrait Jonny

Jonny ist 1951 in der Region geboren, körperlich eher klein und von schmäler Statur. Er ist ledig und hat keine Kinder. Seinen Lebensunterhalt finanziert er durch Altersrentenbezüge; zuvor hat er einige Jahre von Sozialhilfe gelebt. In der Straße wohnt er seit ca. 2010, zunächst in der mittleren Etage und seit 2017 im Erdgeschoss desselben Wohnhauses. In der Wohnung der ersten Etage war er wie im »Käfig« eingeschlossen und einsam«. Seit dieser Zeit hat er massive Ängste und eine Depression. Seine Persönlichkeit beschreibt er selbst als »rebellisch«, bei Ärger droht er körperliche Gewalt an, auch wenn er wegen seiner vielfältigen gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht mehr »kämpfen« und sich »nicht wehren« kann. Sein gesundheitlicher Zustand verschlechtert sich zunehmend, insbesondere die Luftnot belastet ihn. Trotzdem schafft er es nicht, mit dem Rauchen aufzuhören, obgleich er sich für einen willensstarken Menschen hält. Seine Mobilität ist stark eingeschränkt; am Rollator kann er sich mit Unterstützung fortbewegen. Er nimmt verschiedene starke Medikamente, Betäubungsmittel gegen die Schmerzen sowie Psycho-Pharmaka, ein. Immer wieder wird er für Tage oder Wochen im Krankenhaus behandelt. Für die Alltagsbewältigung hat er professionelle Unterstützung: Zwei junge Männer für Einkäufe und Arztbesuche und eine »Managerin« (»Streetworkerin«, »Sekretärin«), die sich um die Organisation und die Veranlassung von Hilfen kümmert. Allein kann er das Haus nicht mehr verlassen; stattdessen bewegt er sich »ein bisschen« in seiner Wohnung. Seine Freundin ist zehn Jahre jünger, ebenfalls multimorbid, psychisch instabil und alkoholabhängig. Wenn sie nicht im Krankenhaus ist, besucht sie ihn mehrmals in der Woche, oder die beiden telefonieren lange. Jonny stört sich nicht an lauten Geräuschen der Nachbar:innen, stellt anderen keine Fragen, und kümmert sich nicht, wenn sich beispielsweise seine »Bandidos« schlagen. Jonny bezeichnet sich als »Boss« und »Onkel der Bandidos«, einer Gruppe von »Einzelkämpfern«, die ihn manchmal mit Bier besuchen und von ihm selbstgekochtes Essen bekommen. Er möchte seine Ruhe haben, da er genug mit sich selbst zu tun habe. Er betont, dass er gerne hilft und dafür keine Gegenleistung erwartet, weil er selbst Zeiten der Not erlebt hat. Jonny ist in einem strengen, von andauernden Konflikten geprägten Elternhaus mit sechs Brüdern und zwei Schwestern aufgewachsen. Er hat in der Landwirtschaft gearbeitet und auch als Friedhofsgärtner im Betrieb seiner Tante. Er ist früh von zu Hause ausgezogen und war fast zwei Jahrzehnte obdachlos. Er hat sich im »Milieu« bewegt, hat »gesoffen«, geraucht, war »beleidigend« und »angreifend«, hat »in fremde Leutes Blumenbeete gepinkelt« und »gegen Aschentonnen getreten«. Den Absprung aus dem Milieu und vom Alkohol hat er durch die langjährige Tätigkeit als Wanderschäfer geschafft. Jonny mag Tiere, vor allem Katzen, weil sie ihn an zu Hause erinnern und »auch 'n bisschen was von

der Depression« nehmen. Er nennt sich Jonny oder Cowboy, weil er Pferde besessen und Westernreiten gemacht hat¹¹.

Brüchige Biographien und multiple Problemlagen¹²

Die befragten Bewohner:innen haben von sich selbst und von der Nachbar:innenschaft erzählt und viele Details offenbart. Insgesamt sind in den Erzählungen ca. 50 lebende oder verstorbene Personen aus der Straße erwähnt. Manche werden mit ihrem Namen benannt, viele andere anhand prägnanter Kennzeichen beschrieben. Die erwähnten Bewohner:innen haben zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Straße gelebt, manche für die Dauer von Jahren und andere lediglich für wenige Wochen. Die Befragung von Jonny erfolgte zu drei Zeitpunkten, so dass sich hierdurch die Eigentümlichkeit ergibt, dass Jonny zunächst von Begegnungen mit Volla und Silke berichtet und dann beim nächsten Treffen über deren Tod spricht.

Die Portraits von Lori, Tarik und Jonny stehen stellvertretend für den Mikrokosmos dieses Straßenteilstücks. Die berichteten Lebensgeschichten erscheinen brüchig und sind durchsetzt mit kritischen Lebensereignissen und -phasen. Die Alle verbindende Einkommensarmut geht mit unterschiedlichen psychischen und/oder körperlichen und/oder sozioemotionalen Beeinträchtigungen bzw. Erkrankungen und/oder weiteren Problemlagen (z.B. Arbeitslosigkeit, Suchtmittel-Abhängigkeit, Verwahrlosung, Gewaltneigung, Kriminalität) einher. Typisch ist die Komplexität der individuellen Belastungen. Es gibt Hinweise, dass die hohe eigene Belastung mit einer Abwehr bzw. Abgrenzung gegenüber den Problemlagen der Nachbar:innen verbunden ist (Jonny 1, in Bezug auf Thorsten): »Hat sich scho' ma so'n bisschen so anvertraut, aber ich will das alles so gar nicht wissen. Ich hab auch Probleme (.)«

Einsames Sterben

Der Tod von Bewohner:innen ist in der »Straße der Toten« (Jonny 2) ein regelmäßig wiederkehrendes Ereignis. Es findet kaum Beachtung, wenn »namenlose« Nachbar:innen verstorben aufgefunden werden, auch nicht, wenn dies erst Tage nach Todeseintritt geschieht. Es wird als logische Konsequenz empfunden, dass einsame und sozial isolierte Personen unbemerkt sterben: »Ansonsten ist das ja tatsächlich so, dass die vereinsamt sind, keinen Menschen haben und keiner mitkriegt, wenn die sterben.« (Mattes) »Jo, Gott, warum denn auch? (.) Wenn der doch kei:n' mehr hat. Keine Geschwister und so. Mein Gott. Dann is' datt halt so. Dann hat er eben Pech gehabt.« (Jonny 1)

Da es nicht ungewöhnlich ist, dass sich auch einander vertraute Nachbar:innen längere Zeit nicht begegnen, werden andauernde Abwesenheiten nicht sofort mit Verwunderung oder Argwohn wahrgenommen. Abhängig von den üblichen Lebens-

11 Jonny ist Ende 2019 verstorben und wurde von seiner Freundin am Folgetag seines Todes aufgefunden.

12 Der Begriff rekurriert auf einen Film des gemeinnützigen Vereins bodo e.V. aus dem Jahr 2016, in welchem fünf Verkäufer:innen des sozialen Straßenmagazins bodo bei ihrer Arbeit und danach gezeigt werden und über ihre »brüchigen« Lebensgeschichten berichten.

und Beziehungsroutinen können Irritation und Sorge des sozialen Umfelds bei ausbleibenden Lebenszeichen verhältnismäßig spät einsetzen. Der Freund:innen- und Bekanntenkreis des verstorbenen Marius hat ca. zwei Wochen nach dem letzten Kontakt begonnen, Nachforschungen anzustellen, die mit jedem weiteren Tag intensiviert wurden. Mattes hat auch versucht, durch das Fenster in dessen Wohnung zu schauen. Im Fall von Micha hatte er den Verstorbenen auf diese Weise vier Wochen nach dessen Tod als »so'n Haufen, schwarze Matsche« entdeckt (Mattes).

»Ja, drei Wochen kann man noch gut erklären. Man wundert sich in der Zeit, aber man unternimmt ja nicht sofort etwas, wenn man jemanden mal nicht sieht. Und das war bei ihm ja noch nicht mal außergewöhnlich, wenn er weg war. Da war er gut für, dass er sich ma zwei Wochen ausklinkt. Aber drei Wochen, das wurd uns dann doch zu viel. Da ham wir uns Sorgen gemacht und alle Leute angerufen. Aber bis zu zwei Wochen, da haben wir nichts unternommen.« (Anna)

Die Polizei zu verständigen wird als letztes Mittel angesehen und ist fast schon von der Gewissheit begleitet, dass etwas passiert ist. Mattes und Anna zeigen sich irritiert, dass die Polizist:innen zur Öffnung der Wohnung »überredet« werden müssen.

»Ja, aber beim Marius haben wir uns dann Sorgen gemacht. Und die Polizei mussten wir ja auch noch überreden, dass die da rein gehen. // B2: Das hast du ja gemacht. // Die ham die Nachbarn befragt: Ja, der is öfter mal wech. Ich sach: Trotzdem, da stimmt was nicht. Und dann mit seiner Krankheit. Nach längerem Bequatschen haben sie dann gesagt, wir gucken doch mal. Die ham dann die Feuerwehr gerufen. Die hat die Tür aufgebrochen. Und später dann auch ein neues Schloss eingebaut. Irgendwie so war das dann. Erst wollten se nämlich gar nicht gucken. Da riecht nichts. Und die haben gefragt, und wir haben gesagt, der ist öfter mal weg. Als wir das dann mit der Krankheit erzählt haben, dass das schon komisch ist. Und dass wir auch die ganzen Bekannten und Freunde schon abtelefoniert hatten, da ham se dann gesagt: Jetzt wird mal geguckt.« (Mattes/Anna)

In den Fällen der *unentdeckt* verstorbenen Thorsten und Silke hat es dagegen sowohl eine starke Geruchsentwicklung als auch Fliegenbefall infolge der Leichenverwesung gegeben. Die Mitbewohner:innen nahmen diese Anzeichen wahr, fühlten sich dadurch belästigt und suchten nach Erklärungen, so dass der Gestank im Hausflur beispielsweise mit Problemen in der Kanalisation erklärt wurde. Letztlich wurden diese Beeinträchtigungen der eigenen Lebensqualität mehrere Monate ertragen, bis schließlich durch die Initiative Einzelner die Polizei verständigt wurde.

Ein weiterer Hinweis kann durch übervolle Briefkästen gegeben sein. Anna schließt dies für Marius aus, da dieser im Monat meist nur einzelne Behördenschreiben erhalten habe. Hinsichtlich der Briefkästen der anderen Verstorbenen wurden von den Mitbewohner:innen ebenfalls keine Auffälligkeiten bemerkt. Der langjährige Postbote bringt überfüllte Briefkästen nicht mit *unentdeckten* Toden, sondern eher mit »Urlaub« oder »Krankenhaus-Aufenthalten« in Verbindung. Insgesamt habe er jedoch ein mit den Jahren angewachsenes »Chaos mit der Post« bemerkt. Viele Briefkästen seien kaputt und können nicht mehr verschlossen werden. Andere seien ohne Namen oder mit den Namen von ehemaligen Bewohner:innen versehen. In allen Häusern lägen unbeachtete

Poststücke auf dem Boden. Er habe sich angewöhnt, alle Poststücke mit passender Adresse in den entsprechenden Häusern zu deponieren, da er nicht mehr überblicken könne, ob die Betroffenen noch am Ort wohnten oder schon weggezogen seien.

Unentdeckte Tode

Im Zeitraum 2008 bis 2018 sind in dem Straßenteilstück insgesamt zehn *unentdeckte* Todesfälle mit einer Liegezeit zwischen zwei und mehr als 200 Tagen belegt. Abhängig von der Liegezeit lassen sich fünf der Fälle der ›grünen‹ (Liegezeit ≤ 7 Tage), drei der ›gelben‹ (Liegezeit ≤ 28 Tage) und zwei der ›roten‹ Kategorie (Liegezeit >28 Tage) zuordnen. Der Median der Liegezeit liegt bei 9,5 und der arithmetische Mittelwert bei 35 Tagen. Acht der *unentdeckt* Verstorbenen waren Männer mit einem durchschnittlichen Todesalter von ca. 59 Jahren bei einer Spannweite von 43 bis 72 Jahren. Die verstorbenen Frauen waren 65 und 70 Jahre alt und ihr Familienstand »geschieden/getrennt« bzw. »ledig«. Auch bei den Männern dominieren bei den bekannten Familienständen »ledig« und »geschieden/getrennt« mit gleicher Anzahl. Was die Todesarten anbelangt, so ist von mindestens einem »Suizid« und zwei »Hungertoden« in Folge unzureichender Unterstützung auszugehen.

Die folgende umfassendere Betrachtung konzentriert sich auf die drei *unentdeckten* Todesfälle, welche zwischen Februar 2017 und März 2018 bemerkt wurden. Im Einzelnen handelt es sich um zwei 53- bzw. 54-jährige Männer, die nach 207 bzw. 21 Tagen aufgefunden wurden, sowie eine 65-jährige Frau mit einer Liegezeit von 56 Tagen.

Die Wohnungen der Verstorbenen befanden sich in unterschiedlichen, teils benachbarten Häusern, zweimal im Erd- und einmal im Dachgeschoss. Sterben und Tod vollzogen sich in der Verborgenheit des privaten Raums. Es ist zeitlich nicht eindeutig zu bestimmen, wann die ausbleibenden Lebenszeichen bzw. die Belästigungen durch Geruch und Insektenbefall erstmalig wahrgenommen wurden. Letztlich wurde die Polizei in allen drei Fällen durch die Initiative der Nachbar:innenschaft informiert.

Portrait Thorsten A. – *unentdeckt* verstorben im Kontext sozialer Isolation

Der 1963 in Niedersachsen geborene, ledige Thorsten hat ca. sechs Jahre in der Mansardenwohnung des mittleren Wohnhauses gewohnt. Er ist im August 2016 verstorben und im Februar des Folgejahres aufgefunden worden. Bereits im Herbst sind Jonny und dem direkten Nachbarn Micha G. der starke Fliegenbefall sowie der Verwesungsgeruch aufgefallen. Monate später verständigt Micha G. nach Rücksprache mit Jonny die Polizei:

»Und dann aber is klar, is 'n penetranter Geruch (.) das geht durch (.) datt klingelt im Kopf (.) die Maden (.) die Fliegen (.) ja, ja (.) Ich frach: Wo sind denn die Fliegen her? Da sacht das Arschloch von G. (.), der Micha, der is' jetz' auffe Arbeit. Der hat jetz' 'ne Arbeit gekriecht. Der is' auffe Knie gerutscht hier auf'm Arbeitsamt und hat gesagt: Gibt mir doch Arbeit. Und jetz' hatta Arbeit. Auch so'n Durchgeknallter. (.) Sachta: Die ganzen Fliegen, die kommen alle von deinem Kühlschrank. Ich sach: Gleich klatsch ich dir eine. Datt Essen war noch gut. Ja, aber überall stinkt datt so penetrant. Wo kommt datt her? Ja, ich sach, Tret' doch die Tür ein beim Thorsten. Vielleicht liegt der da, neh, so sachte ich. Watt weiß ich. Kann'se vor die Tür treten.

Du darfs' datt, mach' ma. Hat er aber nich' gemacht, hat aber die Polizei gerufen. Ich sach: Ruf doch die (Wohnungsgesellschaft) an, die hat doch vielleicht noch 'n Ersatzschlüssel für die Wohnung. Der Micha, aber der hat sich ja dann um alles gekümmert.« (Jonny 1)

Von den Tatortreinigern wird der Zustand von Thorstens Wohnung als sehr verwahrlost und ekelregend beschrieben.

»Der soll ja fürchterlich gewesen sein. Die von der (Firmenname), die kannten mich, und (.) die zwei Polen und ein Deutscher. Einen Deutschen von (Ort). Der kannte mich von irgendwo her, und naja, boah, sacht er, du hörma, der hat überall hingekackt, überall hat der seine Haufen liegen lassen, auf'n Boden, aufe Fliesen, dann da (.), wo er geschlafen hat, dann ham se mir da so (.). Der hat Fotos auf sein Kormorka, datt is polnisch für Handy, und dann hat man auch den Kreis gesehen, wo er so gelegen hat. Datt war schon alles so in Teppich drin (.) interessant (.) datt is dann so in Teppich drin und dann so (.) die Haufen, die er überall gemacht hat. Datt brennt ja. Ja, die war'n fertich. Der eine hatte schon @Pickel aufe Zunge gekricht@. Der sacht, ich kann nich essen, ich hab Blasen auf der Zunge, vor lauter Ekel, neh?« (Jonny 2)

Der verstorbene Thorsten A. wird als sehr großer und schwerer Mann und insgesamt als Antipathien erweckende Erscheinung beschrieben.

»Er hat ja auch nich (.) irgendwie watt ausgestrahlt (.) so (.) watt Sympathisches oder so (.) muss ich sagen, war so (.) Der war ja fast so wie 'n Urmensch (.) mit so la:nge Haare (.) Er war so friedhofsblond (.) und dann so lockig. Der konnte auch nich lächeln. Ich glaub, der is ohne Lächeln zur Welt gekommen. Datt ham 'se ihm wohl nich beigetan.« (Jonny 1)

Bei der Erinnerung an Thorstens Anblick, fühlt Jonny (1) sich wegen des großen Sacks auf dessen Rücken an einen »Nikkelaus im Sommer« erinnert. Thorsten hat sehr zurückgezogen und weitgehend isoliert gelebt. Die meisten Bewohner:innen aus den benachbarten Wohnhäusern können sich nicht an ihn erinnern. Anna vermutet, dass sie Thorsten über viele Jahre nicht gesehen habe, weil dieser »immer nur kurz durchgehuscht und sofort in seine Wohnung hinein gegangen« sei. Jonny (1) ist sich unsicher, ob Thorsten keine Freunde wollte, oder aber keine gewinnen konnte. Er tendiert aber eher dazu anzunehmen, dass sich andere – wie beispielsweise seine »Bandidos«, ehemalige Nachbar:innen und Arbeitskolleg:innen wie auch Frauen im Allgemeinen – mehrheitlich von ihm »abgestoßen« fühlten und keinen Kontakt wünschten.

»Ne, ne, ne den hat keiner geheiratet, den mochte keine Frau, der war irgendwie so'n bisschen anders, also nich vom andern Ufer, so 'n Hinterlager war er nich. Ne, aber die [Bandidos] mochten ihn hier nich. Ich sach »Ihr kennt ihn doch gar nich. Wie könnt ihr da sagen, ihr mögt ihn nich? Habt ihr euch ma mit ihm unterhalten, ihr Pfeifen? Ich sach, Ihr seid doch selba krank.« (.) Ja, abba, weiß ich nich. Der hatte ma so 'ne Arbeit in so 'nem Freizeitpark, ach datt war in (Ort), und da hat man ihm auch nich gemocht. Die ham ihn alle so= (.)«

Thorsten war scheu und ist anderen aus dem Weg gegangen. Er hat sich in keiner Weise aggressiv, »schlecht« oder »verkorkst« verhalten: »Der hat ganz für sich alleine gelebt, der war harmlos. Der konnte noch nich' ma 'ne fette Fliege an der Wand töten, (.) hatta weggerufen.« Jonny (1) beschreibt ihn weiter als »ruhigen«, »sehr zufriedenstellenden«, »versiegelten« oder auch »verschlossenen« Menschen, der nur das Notwendigste gesprochen und von sich selbst nur wenig berichtet hat. Daher könne er über den Verstorbenen auch nur wenig erzählen.

Jonny nennt Thorsten »anders« und sucht mehrfach vergeblich nach einem passenden Ausdruck, um Thorstens sonderliches Wesen näher zu beschreiben. Jonny (1) selbst konnte mit ihm »umgehen« und »wusste, wie man ihn nehmen« musste. Einige Zeit hat Thorsten Jonny häufiger in seiner Wohnung besucht, dort Essen bekommen und seine schmutzige Wäsche gewaschen. Während dieser Besuche hat Thorsten sich Jonny gegenüber ein »bisschen so anvertraut« und von seinen »Problemchen« berichtet (Jonny 1). Irgendwann endeten Thorstens Besuche bei Jonny abrupt, vermutlich deswegen, weil sich seine finanziellen Probleme durch das Sammeln von Leergut verringert hatten. »Der war immer traurich, denn der hatte keine Freunde geha:bt. Dann bin ich 'n bisschen so (.) anfangsweise (.) bin ich seine Vertrauensperson geworden (.) und dann (.) wie abgebrochen (.) hinterher (.) wie abgebrochen (.)« (Jonny 1)

Wenn Thorsten von Jonny auf Frauen angesprochen wurde, errötete er. Allem Anschein nach beschränkten sich seine Annäherungen auf die Beobachtung des Trainings der Damen-Fußball-Mannschaften in einer benachbarten Stadt.

Die meiste Zeit hat Thorsten allein in seiner Wohnung verbracht. Er war alkoholabhängig und hat regelmäßig große Mengen Bier und »Feuerwasser« konsumiert (Jonny 1). Interessen oder Hobbies sind nicht bekannt. Insgesamt hat Jonny, der in der Wohnung unter ihm gelebt hat, nur wenige Lebensgeräusche wahrgenommen. Manchmal sei Thorsten etwas aus der Hand gefallen, oder aber Jonny hat ihn nach seiner Rückkehr im Hausflur rumpeln hören.

Bei der letzten, zufälligen Begegnung war Thorsten gesundheitlich beeinträchtigt und deutete Schmerzen in der Brust an. Es ist nicht bekannt, ob er in der Folge medizinische Unterstützung gesucht hat.

»Ich sach: Du siehs so blass aus. Wirklich (.) blass, im Gesicht. Die Hände so wie meine, so leicht angebräunt. Im Gesicht, gefälls du mir nich, ich sach= Ich hab in der letzten Zeit schomma so 'n. (Fasst sich mit beiden Händen an die Brust) Dann geh nach'm Doktor. Hasse 'n Doktor? Ja, nein, bin ich. Ich sach: (Name der Straße), Doktor (Name), da bin ich (.) Patient (.) sehr zufrieden.« (Jonny 1)

Thorsten ist als Einzelkind in einem strengen Elternhaus aufgewachsen. Insbesondere die Beziehung zum Vater, der ihn auch geschlagen hat, war schwierig. Jonny weiß von Aushilfstätigkeiten, nicht aber von einem erlernten Beruf, meint aber, dass Thorsten »etwas auffe Scheibe« gehabt habe (Jonny 1).

Der ebenfalls *unentdeckt* verstorbene Marius M. war – abgesehen von depressiven Episoden – im Gegensatz zu Thorsten A. ein offener und kontaktfreudiger Mensch, der verschiedene Sozialbeziehungen innerhalb und außerhalb der Nachbar:innenschaft pflegte. Die Befragten erinnern verschiedene Erlebnisse und Begegnungen mit Marius.

Portrait Marius M. – versehentlich *unentdeckt* verstorben

Marius wurde 1963 in der Region geboren und wohnte seit ca. sechs Jahren in der Straße. Er ist im Oktober 2017 ca. drei Wochen nach Todeseintritt aufgefunden worden. Als Todesursache wird Organversagen angenommen, aber auch ein Suizid ist nicht ausgeschlossen (Mattes). Kurz vor seinem Tod hat Marius Anna angerufen. Als diese später zurückrief, war er nicht mehr zu erreichen (Anna).

Marius wird als durchschnittlich großer und schlanker Mann beschrieben mit längeren dunkelblonden, leicht lockigen Haaren und mit Gesichtsbart. Er gehörte dem Kreis um Mattes und Anna an und hat mit diesen regelmäßig in größerer Runde oder zu zweit – beispielsweise mit gemeinsamen Essen oder Philosophieren – Zeit verbracht. Von den Befragten wird er übereinstimmend als »tofter«, »lieber«, »guter«, »ehrlicher« und »hilfsbereiter« Mensch beschrieben, mit dem man etwas unternehmen und »lustig« sein konnte (Mattes; Jonny 2). Aber auch die »schwierigeren« Seiten seines Wesens werden angesprochen. Er sei »fertich mit der Welt«, eigenwillig und oft auch unzuverlässig gewesen (Mattes; Anna). Immer mal wieder sei er plötzlich verschwunden oder habe spontan etwas anderes unternehmen.

Einzelne problematisierte Charakterzüge scheinen mit seiner depressiven Erkrankung zusammenzuhängen, die anscheinend auch von manischen Phasen unterbrochen war. Marius wird als antriebschwach bzw. »zu faul«, aber auch als ein sehr kreativer Mensch beschrieben, der viele verschiedene Dinge zeitlebens angefangen habe und immer wieder neue Ideen für zukünftige Projekte entwickelte (Mattes; Jonny 2). In seiner Wohnung hatte er mehrere Gitarren, mit denen er vor allem Punk-Musik gemacht hat. Außerdem hat Marius gemalt und beispielsweise die Wände seiner Wohnung mit Tribals und Figuren verziert (Mattes/Anna). Es ist auch vorgekommen, dass Marius viel Zeit am Computer verbracht und sich für »eine Woche rar gemacht« hat (Mattes).

Marius hat immer wieder depressive Episoden durchlebt, die sich im Verlauf des letzten Jahres vor seinem Tod – und in Folge des weitgehenden Verzichts auf Drogen und Alkohol – verstärkt hatten (Mattes/Anna). Mattes hat ihn in diesen Phasen »in Ruhe« gelassen und abgewartet, bis er sich nach ein paar Tagen wieder »bekrabbelt« hatte.

Marius hat mehr als vierzig Jahre »harte« und »weiche« Drogen sowie auch regelmäßig viel Alkohol konsumiert. Drei Mal wurde er von Ärzten ins Leben »zurückgeholt«. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tod wurde eine Pankreatitis (Entzündung der Bauchspeicheldrüse) diagnostiziert. Marius musste Medikamente nehmen, auf Alkohol und Drogen verzichten sowie auf seine Ernährung achten. Mattes und Anna hatten den Eindruck, dass er sich weitgehend an diese Vorgaben gehalten, und dass sich sein körperlicher Zustand in den letzten Monaten verbessert hatte. Jonny (2) erzählt, dass sich Marius einige Male bei starken Schmerzen und Angstzuständen selbst behandelt habe. »Jonny, sacht er, ich hab so Schmerzen und ich hab auch so Angstzustände. Dann gab ich ihm meine Tabletten, so

kleine blaue. Ich sach, du nimm nich zwei, nimm eine. Ei:ma hat er zwei genommen (.) Ihnen darf ich datt doch sagen dürfen? Ja:a; egal, da is ihm allet ausse Hand gefallen.«

Jonny nennt Marius »einen guten Kumpel«. Er habe sich immer »'ach Mann°, wie so'n alten König« gefreut, wenn Marius sich bei ihm zurückgemeldet habe. Dies geschah vor allem, wenn der »Freundschaftsseggen« zwischen Mattes und Marius »so'n bisschen zerbrach«, oder wenn Marius Geld, Essen oder Tabletten benötigte. Jonny (2) hatte den Eindruck, dass Marius gerne in seiner einfach möblierten, sauberen Wohnung zu Besuch war: »Bei dir is datt so ordentlich, sacht er. Ich möchte auch so leben wie du. Datt is so sauber, sacht er. (.) Wenn er kam, hat er immer den Schrank im Auge gehabt. Dann wollt er datt Leben so haben, so wie ich, neh?«

Marius Wohnung wird als »furchtbar«, »Chaos pur, da wollten Se nich leben« und »voll Messi-Chaos« beschrieben (Mattes; Jonny 2). Die Matratze, auf der er geschlafen hat, war umgeben von Müllsäcken. Auch das Rattenproblem in seiner Wohnung ist Marius nicht konsequent angegangen:

»Ich weiß nich, ob das bezogen auf die Wohnsituation war, weil der da mit der Matratze so hoch (hält die Hand etwa einen Meter über den Boden) im Müll steckte, oder weil er so aussah, wie er aussah. Vielleicht. Der hatte ja tatsächlich Ratten inne Bude. Die kamen ja durch den Abfluss dadurch. Immer wieder hatte der Ratten. War mal vor zwei Jahren eine ganz schlimme Zeit, da hat er 'ne Ratte im Backofen, Backofen zu und an, bis die kaputt war. Da wimmelte das von Ratten. Ich kam da rein, (pfeift) und Ratte weg. Ich sach, bist du doof, raus hier ausse Bude. Raus hier ausse Bude. Das ist doch nicht dein Ernst. Er hat dann auch irgendwas gemacht. Aber der is die nich mehr los geworden. Weiß ich nicht, was die da gemacht haben.« (Mattes)

Das Angebot zur Unterstützung bei der Entrümpfung seiner Wohnung durch den Freund:innenkreis hat Marius abgelehnt und wollte stattdessen das Ganze durch seine Betreuer:in organisieren lassen. Marius hat sich selbst um die gesetzliche Betreuung bemüht, da es ihm wichtig war, bei Behördengängen begleitet zu werden (Mattes/Anna). Seine Betreuer:in hat Marius zwar öfter besucht, aber in der Unterstützung auch »was versäumt« (ebd.). Allerdings wurde sie auch von Marius nicht immer hereingelassen (ebd.).

Mattes hat Marius über Volla kennengelernt und fand ihn sofort sympathisch. Die beiden haben viel Zeit miteinander verbracht, aber keine »Feinheiten« aus ihren Leben ausgetauscht. Mitunter habe man sich auch gestritten wie beispielsweise zu dem Zeitpunkt, als sich Marius um den »verflochten« Hund einer Bekannten gekümmert habe, aber die Freundschaft der Beiden sei dadurch niemals in Frage gestellt gewesen.

»Kein Mensch wollte mehr was mit ihm zu tun ham. Der durfte auch nirgendwo mehr hin mit dem Hund. Wir sind alle abgehauen. Ich hab wochenlang nich geschlafen, wegen den Scheiß. Ich hatte alles voll. Ich musste mir so viele Chemie-Bomben hier rein hauen. Hab ich fast hundert Euro bezahlt für den Scheiß. Hab ich auch mit ihm rumgeschimpft. So Sachen sind natürlich auch vorgekommen. So war er bester Freund= den anderen Tag schon wieder vergessen.« (Mattes)

Mattes hat Marius Tod »getroffen«, und er vermisst ihn sehr. Es kommt erschwerend für ihn hinzu, dass auch weitere Freunde und Bekannte im Verlauf des Jahres 2018 verstorben sind oder im Sterben liegen.

»Also, alles Scheiße. Dieses Jahr, also letztes Jahr war richtig hardcore. Und dann war'n noch zwei andere Kumpels oder drei. Die wohn' zwar nich hier. Auch innerhalb von einem Monat drei Leute verstorben. Alles seit Sommer. Das sind jetzt fünf oder sechs Leute. Sieben sogar. Also von uns jetzt, von unseren Bekannten. Ja, und jetzt zum Schluss noch ma die Mutter von der Anna von da drüben. (stöhnt) (...)«

Marius hat eine weitgehend »tofte« Kindheit erlebt (Mattes), wobei die Beziehung zu seinem Vater, einem Künstler, intensiver war als zu seiner Mutter. Der Vater ist früh verstorben, zu seiner Mutter ist der Kontakt abgebrochen wie auch zu seinem älteren Bruder, der sich bereits langjährig in Haft befindet. Marius ist jung aus dem Elternhaus ausgezogen und in seiner Jugend mit harten Drogen in Kontakt gekommen. Einige Jahre hat er zusammen mit seinem besten Freund Matthias, zu dem er bis zu seinem Tod Kontakt pflegte, in einer Punk-Band gespielt, später dann eine »Disothek« in der Region geführt, welche »aus Versehen« abgebrannt ist (Jonny 2; Mattes).

Marius hat keine Ausbildung abgeschlossen, sondern verschiedene Berufstätigkeiten ausgeübt, darunter auch Fahrten mit dem Auto, obwohl er keinen Führerschein hatte. Marius hat in den 1990er Jahren geheiratet und mit seiner Ehefrau Lea einen Sohn und eine Tochter bekommen. Die Ehe wurde geschieden, aber die Verbindung zur Ehefrau bestand weiterhin. Seine Kinder dagegen brachen den Kontakt mit ihm ab. Anfang der 2000er Jahre ist Marius für sieben Jahre in den Schwarzwald gezogen und hat auch dort verschiedene berufliche Dinge ausprobiert. Von seiner Partnerin trennte er sich, als diese »zu göttlich« wurde (Mattes). Marius hat sich selbst als gläubigen Menschen bezeichnet und im Sommer vor seinem Tod Kontakt zu einer religiösen Gemeinschaft aufgenommen und sich taufen lassen (ebd.). Alle Schilderungen bestätigen, dass Marius ein intensives Leben geführt hat – zeitweise auch mehrere Wochen außerhalb des Freund:innen- und Bekanntenkreises der Straße.

Die Organisation der Beerdigung hat Marius Ex-Frau übernommen (ebd.). Am Tag der Beisetzung, einer »Armenbeerdigung« standen dreißig bis vierzig Personen an Marius Grab und eine Vertreterin der religiösen Gemeinschaft hat eine Rede zu seinem Leben gehalten (ebd.). Der anschließende »Umtrunk« fand im engeren Kreis bei Mattes statt (ebd.).

Das Portrait von Marius fußt auf dem Konsens aus Gesprächen mit mehreren Personen. Alle Informationen zu Thorsten A. und Silke H. gehen dagegen ausschließlich auf Jonny zurück. Es ist nicht zu beurteilen, inwieweit dessen subjektive Perspektive auf die beiden Verstorbenen ein sachlich angemessenes Bild hervorbringt.

Portrait Silke H. – unentdeckt verstorben nach resignativer Selbstaufgabe und Hungertod

Silke H. ist 1952 in der Region geboren. Sie war verheiratet und später geschieden. Zu ihrer einzigen Tochter, die »krebskrank« ist und mit ihrem arbeitslosen Ehemann in England

lebt, hatte sie keinen Kontakt (Jonny 3). In der Straße hat sie mehrere Jahre in einer Erdgeschosswohnung gelebt. Silke ist Anfang Februar verstorben und Ende März 2018 aufgefunden worden. Drei Wochen vor der »Entdeckung« hatte sie Geburtstag. Zum Zeitpunkt der Auffindung befindet sich an den Fenstern ihrer Wohnung oberhalb der Gardinen noch immer die weihnachtliche Dekoration. An den Wänden um den Bereich ihrer Wohnungstür sind deutliche Spuren des starken Insektenbefalls zurückgeblieben.

Hinsichtlich des Äußeren ist bekannt, dass Silke längere, meist zusammengebundene graue Haare hatte. In ihrem letzten Lebensjahr hat sie stetig abgenommen und war schließlich von »Konfektionsgröße 42« auf »Kindergröße« abgemagert (ebd.). Jonny betont, dass Silke sich »regelrecht aufgegeben« habe, und dass es sich um einen »Hungertod« handele (ebd.). Den Anfang dieser Selbstaufgabe datiert er auf das Frühjahr des Jahres 2017. Silke hatte bis zu diesem Zeitpunkt ALG-II-Bezüge erhalten und sich durch eine Putztätigkeit für ihren Nachbarn Geld hinzuverdient. Als die Sozialtransfer-Leistungen irrtümlich einen Monat vor Rentenbezug eingestellt wurden, hat sie dagegen keinen Einspruch erhoben (ebd.): »Die konnt sich ja nich mehr wehr'n, nich'mehr laufen. Die war krank. Die war Diabetikerin.« (Jonny 3)

Silke war in einer schlechten körperlichen Verfassung, hatte Diabetes und möglicherweise auch weitere Erkrankungen. Die Beschreibung ihres Verhaltens (Rückzug, Niedergeschlagenheit, Antriebslosigkeit) kann auch auf die Symptomatik einer Depression deuten. Ihr fehlte die Kraft zu Ärzt:innen oder zum Einkaufen zu gehen. In der ersten Zeit hat Jonny sie manchmal mit Lebensmitteln oder Tabak versorgt, später hat sie dessen Unterstützung abgelehnt und auf Essen verzichtet. Silke war nicht mehr dazu in der Lage sich selbständig zu versorgen, konnte jedoch auch nicht auf professionelle oder sonstige private soziale Unterstützung zurückgreifen (ebd.).

Mit der Zeit wurde sie so zusehends kraftloser und konnte am Rollator nur noch mühsam kurze Wege zurücklegen. Wenn Silke bei Jonny zu Besuch war, hat sie sich vor allem mit seiner Freundin unterhalten. Aber auch zu dritt hat man »immer lustig« zusammengesessen, und »da war schon ein bisschen Stimmung« (ebd.). Dieses gesellige Beisammensein hat die Stimmung von Silke anscheinend aufgehellt: »Da hat se sich so'n kleines bisschen wieder aufgelebt. Da hat sie sich darin wieder wohlgeföhlt.« (Jonny 3)

Mutmaßlich hat Silke Weihnachten 2017 das letzte Mal ihre Wohnung verlassen, um sich mit Jonny und seiner Freundin zu treffen. Das Laufen fiel ihr zu diesem Zeitpunkt schon sehr schwer (ebd.). »Und da war Weihnachten. Das war das letzte Mal, dass sie dann hier noch saß. Dann kam sie nich mehr. Dann konnte se nich mehr. Die hat sich an allen Ecken festgehalten. Die war absolut abgemagert.« (Jonny 3)

Danach gab es noch einige Telefonate mit Silke, aber Jonny bemerkte, dass sie ihre Lebenskraft und -freude noch weiter verloren hatte (ebd.). »Dazwischen hab ich noch ma angerufen, aber dann (.) hat sie auch keine Freude mehr gezeigt. Ach, ich bleib liegen, sacht se, ich hab noch was zu lesen, meint sie.« (Ebd.)

In einem weiteren Gespräch zwischen Silke und Jonnys Freundin, kam es dann zu einem Streit, in dessen Folge auch der telefonische Kontakt abbrach. Jonny nahm an, dass Silke ihn und seine Freundin in Folge »links liegen« ließ. Er zeigt sich erschrocken, als er hört, dass Silke bei der Auffindung bereits zwei Monate tot war. Er war sich sicher, aus ihrer Wohnung, die direkt an die seine grenzt, Lebensgeräusche gehört zu haben.

»Zwei Monate tot? (.) Aber ich hab doch immer mal wieder Geräusche gehört, ja (.) Vorne is ja die Küche (zeigt auf die linke Zwischenwand) und hinten is der Schlafraum (zeigt auf die rechte Zwischenwand). Bei mir is ja umgedreht. Und da ham wir= (.) manchmal hab ich Geräusche gehört. Als wenn die noch leben würd'. Und Meine= (...) Ich sach: Du, ich hab heute Geräusche gehört, vonne Silke. Ja, dann ging Meine mal rüber, hat geklingelt, aber dann keine Reaktion. (.) Wo kommen denn da die Geräusche her?« (Jonny 3)

Seine Trauer über den Tod von Silke umschreibt er wiederum mit der Tisch-Metapher als Bild für geselliges Beisammensein (ebd.): »Die fehlte ja natürlich hier am Tisch.« (Ebd.)

Einsamkeit, Ängste, Depressionen und Suizide

Die Befragten verweisen mehrfach auf eigene oder fremde Gefühle der Einsamkeit oder Angstzustände wie auch auf depressive Stimmungen und Erkrankungen, die meist nicht isoliert, sondern in Kombination auftreten. Mitunter werden die belastenden Gefühlszustände auch in den Kontext von Selbstaufgabe oder Suizid gesetzt. In den Schilderungen vermischen sich alltägliche Sprachbezeichnungen und medizinische Diagnosen, so dass keine klare Unterscheidung möglich ist. Als mögliche Ursachen für diese chronischen Gefühlslagen werden – direkt oder indirekt – gesundheitliche Beeinträchtigungen und Suchterkrankungen, Armut, soziale Probleme, Beziehungsstörungen, Beziehungsdefizite oder soziale Isolation benannt.

Die Einsamkeitsforschung (vgl. Kapitel 5.4.4) belegt, dass chronische Einsamkeit und soziale Isolation das Risiko für verschiedene körperliche und psychische Erkrankungen erhöhen – darunter Schlafstörungen, Depressionen und dementielle bzw. kognitive Beeinträchtigungen (Hawkey/Cacioppo 2010; Petitte et al. 2015; Valtorta et al. 2016). Einerseits kann andauernde Einsamkeit die Entstehung psychischer Erkrankungen begünstigen, aber andererseits ist die Gefühlslage der Einsamkeit auch Symptom von psychischen Störungen wie beispielsweise Schizophrenie oder Depression (Juckel/Schröder 2018: 2). Die Ursache-Wirkungs-Richtung lässt sich vielfach nicht eindeutig klären bzw. besteht überhaupt nicht (Svendsen 2016: 53f.). Aber nicht nur die Morbidität wird bei einer unzureichend empfundenen sozialen Integration bzw. sozialen Isolation erhöht, sondern auch die Mortalität (Cacioppo/Patrick 2011: 138; Holt-Lunstad/Smith/Layton 2010; Holt-Lunstad et al. 2015). Ein besonders hohes Risiko für einen vorzeitigen Tod, insbesondere von Männern, besteht im Falle der Koinzidenz von Einsamkeit und Depression (Holwerda et al. 2009).

Für viele der alleinlebenden Personen in der Straße ist anzunehmen, dass sowohl die bereits vorhandenen körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen die objektive soziale Isolation und das subjektive Empfinden von Einsamkeit verstärkt haben. Als auch umgekehrt soziale Isolation und chronische Einsamkeitsgefühle die Morbidität befördert haben – insbesondere dann, wenn die Bewältigung der belastenden Lebenssituation mit gesundheitsriskanten Verhaltensweisen (z.B. Alkohol, Drogen, Rauchen, ungesunde Ernährung, Bewegungsarmut) verbunden war.

In Jonnys Fall ist die sozial isolierte Lebenslage dadurch begründet, dass er infolge der Mobilitätsbeeinträchtigung die Wohnung nicht mehr selbständig verlassen kann.

Nachdem er über Jahre in seiner Wohnung in der ersten Etage »eingeschlossen und einsam« (Jonny 1) und wie im »Käfig« (ebd.) gelebt hat, entwickelte er eine Depression und existentielle Ängste. Ohne Kontakt und auf sich allein zurückgeworfen hat er seine »Birne bald verloren« (ebd.) und ist »bekloppt« geworden (ebd.). Durch die starken Psycho-Pharmaka in Kombination mit Morphin waren die Symptome gemindert, aber das Empfinden vorrangig, dass sein Leben an ihm »vorbeigelaufen« ist (ebd.). Auch wenn sein Alltag in der neuen Wohnung im Erdgeschoss »nun wieder runder« läuft, und er mit Unterstützung einmal in der Woche das Haus verlassen kann, leidet er noch immer an der Depression und an existentiellen Angstzuständen, die auch mit lebensbedrohlich empfundener Atemnot verbunden sind, insbesondere in den Nächten. »Echt, ich hab so Angst, so Angst hab ich (.) es will keiner sterben, sach ich mal (.) aber bei mir is datt °ganz eng°, ganz eng. Nachts hab ich Angst, da krieg ich plötzlich keine Luft.« (Jonny 2) An anderer Stelle spricht Jonny die Angst vor dem eigenen baldigen Sterben konkreter an: »Ja, ja. Datt is hier so'n To:tenhaus(.) so 'n Totenhaus. Der nächste bin ich.« (Jonny 1) Jonny hält auch seinen eigenen *unentdeckten* Tod nicht für ausgeschlossen (ebd.).

Über seine persönliche Lebenssituation hinaus sieht Jonny die Bewohner:innen-schaft des Straßenteilstücks insgesamt räumlich wie sozial isoliert und abgeschnitten: »Und wir a:rm_n Schweine wir wohnen hier so (.) in diese Bronx, ja klar, wir können da watt von erzähl'n. (.) °Ja, so is' datt Leben°.«

Dina wählt den Begriff des Ghettos, um die Abgeschiedenheit des Ortes und das Verlassen-Sein der »hilflosen«, räumlich segregierten Menschen zu unterstreichen. In der Straße wohnen fast ausschließlich alleinlebende Personen in sozial beeinträchtigten Lebenslagen. Viele von ihnen ähnlich isoliert wie Jonny. Teils scheinen diese »Solo-Menschen« (Mattes) jedoch weniger und seltener soziale Kontakte als dieser zu haben. Dem äußeren Anschein nach tendiert die Mehrheit dazu, eher passive (Pessimismus, Resignation, Apathie, Rückzug, Vermeidungsverhalten) als aktive Bewältigungsstrategien (Akzeptanz, Reflexion, Unterstützung suchen) zu wählen, so dass die soziale Situation aus eigener Kraft nicht verändert wird und sich die belastende Gefühlslage im Sinne eines »Teufelskreises der Einsamkeit« weiter verfestigt (vgl. Cacioppo und Patrick 2011: 127ff.). Jonny nimmt jede Möglichkeit wahr, seine Stimmung aktiv aufzuhellen. Beim Fenstergucken spricht er die passierenden Nachbar:innen an, sucht den Austausch, bietet Einzelnen in Notlagen seine Unterstützung an und lädt diese zu sich in die Wohnung ein. In der Dunkelheit lässt er das Fenster zur Straße offen, so dass ihn die Katze aus dem Nebenhaus in schlaflosen, angstbesetzten Nächten besuchen und ihm mit ihrer Ruhe »n bisschen was von der Depression« nehmen kann (Jonny 1).

Auch die Beschreibung von Silke lässt auf chronische Einsamkeitsgefühle und/oder eine Depression schließen, wie es anklingt in Verbindung mit einer bewussten Selbstaufgabe durch den Verzicht auf Ernährung. Über ihre konkreten Motive ist nichts bekannt. Im Allgemeinen ist jedoch die Mehrheit der Suizide durch die Unzufriedenheit mit den eigenen sozialen Beziehungen begründet – und dies vor allem im höheren und hohen Alter und im Kontext psychischer Erkrankungen wie Depressionen oder Demenz (Köchert 2018: 185f.; vgl. Kapitel 5.4.5). Jonny beschreibt den sich über Monate erstreckenden Prozess der Resignation und der wachsenden Apathie. Mit der Zunahme der körperlichen Schwäche durch den Verzicht auf Essen geht auch ein abnehmendes Kontaktbedürfnis einher, bis Silke schließlich in ihrem Bett liegen bleibt und den Todeseintritt abwartet.

Der anscheinend freiwillige Verzicht auf Essen kann als eine Form des passiven Suizids aufgefasst werden. Silke scheint ihrem eigenen Tod gleichgültig gegenüber gestanden zu haben. Unter den insgesamt elf berichteten *unentdeckten* Todesfällen gibt es mindestens noch zwei weitere Tode, die ebenfalls mit freiwilliger bzw. unfreiwilliger Selbstaufgabe in Zusammenhang gebracht werden. Einerseits wird der Tod einer Frau mit psychischer Erkrankung erinnert, die auch einen Hungertod erlitten hat – vermutlich deswegen, weil sich deren Betreuer:in nicht ausreichend um sie gekümmert hat. Die Frau war ca. 70 Jahre alt und nicht (mehr) in der Lage, sich selbstständig zu versorgen und hat daher immer wieder die Nachbar:innen um Essen gebeten.

»Die is verhungert und verdurstet, weil sich da keiner drum gekümmert hat. Wir hatten ja nichts mit der zu tun, weil die war auch so'n bisschen verrückt hier. Die hat nachts aus 'm Fenster geschrien. Fenster auf. Das Wasser is wieder grün. Das Wasser is wieder grün. Auch richtig laut. Man is davon wach geworden. Deswegen, die war'n bisschen irre, aber so wohl 'ne ganz Nette, wenn man so mit ihr geredet hat. Die war durch, die Frau. Die brauchte 'nen Betreuer. Definitiv. Die ham se verhungern lassen, die Schweine. Echt. Da hab ich mich richtig aufgeregt.« (Mattes)

Auch der ehemalige Nachbar von Jonny scheint sich aufgegeben zu haben. Jonny (1) vermutet, dass sich Rudolf selbst verbrannt hat, andere Quellen weisen darauf, dass er zum Zeitpunkt des Brandes bereits sieben Tage tot war, bestätigen aber den Suizid. Jonny berichtet, dass sich Rudolf hinsichtlich seiner sozialen Bedürfnisse ambivalent verhalten habe und zwischen einem ausgeprägten Ruhebedürfnis mit sozialem Rückzug und aktiver Kontaktaufnahme gewechselt habe. Die Persönlichkeit von Rudolf beschreibt Jonny als »auch kompliziert«, »ganz schön eigenartig« und ein »bisschen verdreht«.

Auch wenn alle Todesfälle auf individuelle – beispielsweise durch die Persönlichkeit mitbeeinflusste – Bezüge verweisen, so haben die Ausführungen die Notwendigkeit unterstrichen, *einsames Sterben* und *unentdeckte Tode* nicht allein auf individuelle, sondern im Sinne eines umfassenden relationalen Verständnisses auch auf sozialräumliche und gesellschaftliche Problemlagen zurückzuführen.

9.4 Leben, Sterben und Tod im ›sterbenden‹ Sozialraum – Schlussfolgerungen

Die Sozialraumerkundung hat ein differenziertes Bild dieses Kleinraums erbracht, in dem *unentdeckte Tode* und mutmaßlich auch *einsames Sterben* ungewöhnlich häufig auftreten. Die Fall- und Felderkundung hat nicht nur die allgemeinen räumlich-materiellen und sozialen Bedingungen, sondern auch die mutmaßlichen Lebens- und Sterbeverhältnisse der (*unentdeckt*) Verstorbenen plausibel erschlossen. Die sozialräumliche Kontextualisierung verdeutlicht, dass weder das gehäufte Auftreten noch der einzelne *unentdeckte* Tod auf isolierte Ursachen zurückzuführen sind, sondern auf ein Wechselwirkungsgefüge individueller, gesellschaftlich-struktureller und sozialräumlicher Faktoren und Bedingungen.

Die Kumulation *unentdeckter* Tode geht mit sozialer Segregation einher. Die Mehrheit der Menschen am Ort hat ein geringes Einkommen und/oder ist auf Sozialtransfer-

Leistungen angewiesen. In der Straße gibt es keine soziale Durchmischung hinsichtlich der ökonomischen Verhältnisse. Es ist davon auszugehen, dass die soziale Segregation vor allem das Ergebnis unfreiwilliger Entscheidungen ist. Die Bewohner:innen-schaft ist sozial benachteiligt, und es ist nicht auszuschließen, dass der sozialräumliche Kontext die individuellen Benachteiligungen verschärft. Dies ist insbesondere bezüglich der gesundheitsbezogenen Folgen anzunehmen, da es in der Straße einen sehr hohen Anteil von Anwohner:innen mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen gibt. Die Zusammenhänge zwischen sozialer und gesundheitlicher Ungleichheit sind belegt (vgl. Kapitel 3.3; El-Mafaalani/Strohmeier 2015: 83). Die wechselseitige Beeinflussung der Gesundheitsverhältnisse und des individuellen Gesundheitsverhaltens kann im ungünstigen Fall nicht nur die Morbidität, sondern auch die Mortalität erhöhen. Für die Mehrheit der Menschen am Ort kommt hinzu, dass sie nicht oder nur eingeschränkt über die wohl wichtigste Ressource zur Aufrechterhaltung der Gesundheit – die soziale Unterstützung – verfügen (vgl. Mielck 2012: 170f). Die vielen »Solo-Menschen« sind dem Anschein nach weder in den Sozialraum noch in sonstige soziale Beziehungen eingebunden.

Die Geschlechterverteilung liegt in der Straße bei etwa einem Drittel Frauen zu zwei Dritteln Männern. In der Gruppe der *unentdeckt* Verstorbenen ist die männliche Dominanz noch deutlicher ausgeprägt: Nur zwei der zehn Verstorbenen der Jahre 2008 bis 2018 waren Frauen, und sie erreichten zudem ein deutlich höheres Lebensalter als die Mehrheit der Männer. Die deutlichen geschlechtsbezogenen Unterschiede in der Mortalität lassen sich einerseits dadurch begründen, dass die Spanne der Lebensdauer in der Gruppe der Personen mit niedrigem Einkommen weiter ausfällt als in Gruppen mit höherem Einkommen. Andererseits erscheinen aber auch die Auswirkungen geschlechtsdifferierender Lebensstile und insbesondere gesundheitsriskanter Lebensführung hierfür entscheidend.

In dem Kleinraum der Straße leben fast ausschließlich ressourcenarme Personen. Die Einkommensarmut geht mit multiplen sozialen Problemen und insbesondere mit gesundheitlichen (physischen, psychischen und/oder kognitiven) Beeinträchtigungen einher. Diese Einschränkungen reduzieren die Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe zusätzlich. Anders als Personen mit höheren Einkommen sind die Menschen vor Ort nicht dazu in der Lage, gesundheitliche Beeinträchtigungen oder wenige Sozialkontakte durch kostenintensive Unterstützungs-, Freizeit- oder Begegnungsmöglichkeiten zu kompensieren. Die – von vielen Auswärtigen besuchten – Freizeitangebote im Naherholungsgebiet vor der eigenen Haustür sind für die Mehrheit der Anwohner:innen weder nicht bezahlbar, für die Mobilitätsbeeinträchtigten eigenständig auch nicht zu erreichen.

Wenige Handlungs- und Kontaktmöglichkeiten forcieren eine soziale Lage, die nicht nur durch soziale Exklusion, sondern auch durch Isolation und Einsamkeit gezeichnet sein kann. Die Gefühlslage der Einsamkeit ist immer dadurch charakterisiert, dass das Beziehungsdefizit unfreiwillig und belastend erfahren wird. Einsamkeit kann unterschiedliche Ursachen haben und als emotionale, soziale, kollektive oder *Einsamkeit der sozialen Exklusion* wie auch in Kombination dieser Formen ausgeprägt sein (vgl. Kapitel 5.3). Im ungünstigen Fall fehlen zugleich enge Bezugspersonen, soziale Geselligkeit, soziale Gruppenzugehörigkeit und gesellschaftliche Teilhabe. Angesichts der Koinzidenz

und der Verschränkungen der Beeinträchtigungen ist es schwer zu fassen, inwiefern Einsamkeit eine Ursache, Folge oder Begleiterscheinung darstellt.

Die Einsamkeitsforschung unterscheidet universelle und altersspezifische Faktoren (Luhmann 2018: 72f.). Es liegt nahe, dass diese Faktoren nicht nur die Gefühlslage der Einsamkeit im Verlauf des Lebens, sondern – womöglich besonders ausgeprägt – am Ende des Lebens und in der Sterbephase beeinflussen. Die drei universellen Faktoren – Gesundheit, Partizipation und Sozialkontakte –, die als wesentlich für eine gute soziale Einbindung angesehen werden, sind für die Anwohner:innenschaft, wie dargelegt, durch erhebliche Beeinträchtigungen gekennzeichnet bzw. nicht gegeben. Sonstige einsamkeitsbegünstigende Faktoren – wie Einkommen, sozioökonomischer Status, Wohnsituation, Beziehungsstatus/Familienstand, Geschlecht oder der Erwerbsstatus – sind ebenfalls für die Mehrheit der verstorbenen wie auch der lebenden Anwohner:innen negativ ausgeprägt anzunehmen (vgl. Kapitel 5.4.6). Die Faktoren der sozialen Mobilität, der sozialen Medien bzw. der digitalen Kommunikationsmittel wie auch des Migrationshintergrunds scheinen dagegen das Auftreten *unentdeckter* Tode kaum oder gar nicht beeinflusst zu haben.

Die Forschung belegt die durch anhaltende Einsamkeit, soziale Isolation und Exklusion bedingten gravierenden Auswirkungen auf das Wohlbefinden, auf die Lebensqualität und auf die Lebenszeit (vgl. Kapitel 5.4). Die *Framingham Heart Study* (Cacioppo/Fowler/Christakis 2009) zeigt auch auf, dass Einsamkeit auf bekannte Personen übertragen werden kann, wobei die Effektstärke mit der Intensität der Beziehung und der räumlichen Nähe zunimmt. Infolge der physischen Nähe ist es nicht auszuschließen, dass sich die soziale Gefühlslage der Einsamkeit zwischen Nachbar:innen – auch bei sporadischen oder oberflächlichen Kontakten – übertragen oder im Falle zweier einsamer Personen wechselseitig verstärken kann. Die durch die Fall- und Feldforschung gewonnenen Hinweise bestätigen Einsamkeit als räumliches Phänomen. Die kleinräumliche Segregation der Einsamkeit ist auch darauf zurückzuführen, dass nur wenige Anwohner:innen Zugang zu räumlich dispersen Netzwerken haben und die Mehrheit eher auf die räumlich nahen sozialen Beziehungen angewiesen ist (vgl. Petermann 2015: 185). Insbesondere für Alleinstehende mit schwacher oder unzureichender sozialer Einbindung stellt der Sterbeort des eigenen Zuhauses in Verbindung mit mangelnder sozialräumlicher Einbindung ein hohes Risiko für Einsamkeit und Isolation und infolgedessen auch *einsames* Sterben und *unentdeckte* Tode dar. In der Mehrheit sind Männer betroffen: Dies ist einerseits durch die Dominanz in der Bewohner:innenschaft und andererseits durch geschlechtsspezifisch vorherrschende dysfunktionale Bewältigungsstrategien zu erklären (DAK 2008: 69; vgl. Kapitel 3.4).

Die mangelnden individuellen Ressourcen werden weder durch die räumlich-materiellen noch durch die sozialen Möglichkeiten des Sozialraums ausgeglichen. Im Gegenteil: Die prekären sozialräumlichen Bedingungen verstärken den Rückzug in die eigene Wohnung und werfen den Einzelnen auf sich selbst und die Unterstützung durch das persönliche Netzwerk zurück. Die notwendige Eigeninitiative zur Wendung bzw. Beeinflussung der Lebenslage erscheint insgesamt gering ausgeprägt, und viele können sich auch nicht auf informelle Hilfsleistungen durch Bekannte, Freund:innen oder Familienangehörige stützen. Die meisten Anwohner:innen erhalten jedoch professionelle Unterstützungsleistungen, wenngleich der Umfang der Hilfe durch ambulante

Pflege, Gesundheits-, Haushalts- und Sozialdienstleister auf ein Mindestmaß reduziert scheint. Die Schilderungen deuten vielfach darauf, dass die installierten Maßnahmen in der Betreuung, Begleitung und Unterstützung weder die Problemlagen ausreichend abmildern noch die gesellschaftliche Teilhabe bzw. die Befähigung zur selbständigen Verwirklichung der gesellschaftlichen Teilhabe ermöglichen (Kuhlmann 2012: 152).

Nachbarschaftliche Unterstützungsleistungen sind limitiert durch die eingeschränkten individuellen Ressourcen wie auch durch die geringe soziale Kohäsion infolge der starken Fluktuation. Andauernde Zu- und Wegzüge verringern das Identifikations- und Solidaritätspotenzial (El-Mafaalani/Strohmeier 2015: 33) und lösen in der Bewohner:innenschaft Gefühle der Verunsicherung und des Misstrauens aus, die den Rückzug in die eigene Wohnung verstärken (Kurtenbach 2015: 308).

Viele der geschilderten Probleme erfordern fachlich qualifizierte Unterstützung und können nicht durch Nachbarschaftshilfe aufgefangen werden. In der Straße lebt eine insgesamt »überforderte Nachbar:innenschaft« (El-Mafaalani/Strohmeier 2015: 11), die aus eigener Kraft weder die eigenen noch die fremden Probleme hinreichend zu bewältigen oder sich für das Allgemeinwohl einzusetzen vermag. Angesichts der individuellen wie sozialräumlichen Ressourcenarmut würde es hier zynisch anmuten, in der Intervention die Aktivierung nachbarschaftlicher sozialer Unterstützung anzustreben, ohne zunächst von außen diese Mängel zu beheben bzw. auszugleichen.

Für das Untersuchungsfeld ist sowohl von einem Quartiereffekt – hinsichtlich der räumlich-materiellen Wohnortausstattung – als auch von einem Konzentrationseffekt – hinsichtlich der Ressourcenarmut bei sozialer Schließung auszugehen (Petermann 2015: 181f). Die Menschen der Straße sind sozial wie räumlich marginalisiert, an den »Rand der Gesellschaft« bzw. in die Abgeschiedenheit zwischen zwei Stadtteilen gedrängt. Ihre Schilderungen weisen zugleich auf das Erleben des Abgeschobenseins und der Machtlosigkeit. Sie berichten von Erfahrungen der Diskriminierung, welche auch darauf zurückzuführen sind, dass sie als Repräsentant:innen des Sozialraums wahrgenommen werden. Die Lebens- und Verwirklichungschancen der Mehrheit sind andauernd beschränkt, so dass diese strukturell verursachte Schlechterstellung mit materiellen wie immateriellen Ressourcen sowohl als soziale Ungleichheit als auch als soziale Exklusion zu werten ist.

Auch das Phänomen des *unentdeckten* Todes ist Abbild dieser sozial segregierenden, desintegrierenden und ausgrenzenden Prozesse. *Einsames* Sterben und *unentdeckte* Tode können prinzipiell alle Gesellschaftsmitglieder betreffen – unabhängig von deren sozioökonomischen Status – aber das Risiko erhöht sich im Zusammenhang mit Ressourcenarmut und beschränkten gesellschaftlichen Verwirklichungschancen. Die allgemeine Mortalitätsstatistik belegt für Personen mit niedrigem sozioökonomischen Status und insbesondere für Männer eine geringere Lebensdauer wie auch eine geringere Anzahl von »gesunden« Lebensjahren. An dieser Stelle ließe sich die soziale Ungleichheit am Lebensende auch um ein höheres Risiko des *unentdeckten* Todes ergänzen. Im Verweis auf das differenzierte Sterbekonzept kann für die Mehrheit der Verstorbenen festgehalten werden, dass es sich um sozial exkludierte Personen handelte, deren physischem Tod ein soziales Sterben, ein allmähliches »Herausgestorben-Werden« bzw. »Hinaussterben« aus den gesellschaftlichen Bezügen vorweg gegangen ist.

Unentdeckte Tode ereignen sich in der Verborgenheit der eigenen Wohnung, sind eingebettet in einen spezifischen sozialräumlichen Kleinraum, welcher in der Ausgestaltung auch durch die Rahmenbedingungen der zuständigen Kommunen oder Kreise strukturiert ist. Darüber nehmen auch die soziokulturellen und sozialstrukturellen Bedingungen der Gesellschaft insgesamt Einfluss auf die Auftretenshäufigkeit und den Umgang mit *einsamem* Sterben und *unentdeckten* Toden.